

Johannes Stockmayer

**Texte zum Thema**  
***Gemeinde***

## **Inhalt:**

Aufbruch aus dem Jammertal

Christliche Irrtümer

Das falsche Wir

Wahrhaftig Gemeinde sein

Die Kirche der Zukunft

Die schweigende Mehrheit zum Sprechen bringen

Ehrlich und offen aufeinander zugehen

Gemeinden in Bewegung

Gemeinde entsteht von innen

Mitarbeiter – das kostbarste Gut der Gemeinde

Plötzlich war die Freude tot – geistlicher Missbrauch

Gemeinsames Leben in der Gemeinde

Regeln, Werte, Normen

Steh auf Gemeinde Jesu

Was dient der Gemeinde?

## Aufbruch aus dem Jammertal

Stellen Sie sich Gemeinden vor, die sich im Jammertal eingerichtet haben. Einst waren sie mutig und voller Hoffnung losgezogen, um die Welt zu verändern. Dann hatte sich alles als mühsamer und zäher erwiesen als gedacht. Widerstände ließen die Kräfte erlahmen und die Begeisterung ebte ab. Nun herrscht nur noch laue Unzufriedenheit und man ist sich einig im Jammern: „Wir leben in einer postmodernen Zeit, alles ist mühsam, die Kirche hat an Renommee verloren und die Menschen suchen sich eben woanders ihren Lebenssinn zusammen, es herrscht das Diktat der leeren Kassen und viele Mitarbeiter verabschieden sich klammheimlich oder lauthals, um ihren Burnout zu kurieren. Bei uns ist nichts mehr los, alles ist furchtbar schwierig geworden.“

Wenn diese Vorstellung zutrifft, Müdigkeit sich breit macht und Jammern den Ton bestimmt, wird die Luft immer dünner, verlassen bald auch die letzten Aufrechten mit Grausen das sinkende Boot und Neue, die interessiert in der Gemeinde vorbeischaun, setzen ihre Suche nach einem Ort der Geborgenheit und des Lebens mit einem Schulterzucken fort. So läuft die negative Dynamik immer schneller, die lähmende Lustlosigkeit nimmt zu und zum Schluss herrscht Funkstille oder ein mühsam aufrecht gehaltenes Notprogramm.

Wie kann dieser negative Kreislauf durchbrochen werden, damit der Blick frohgemut wieder aufwärts geht?

Meine dringende Empfehlung ist: Hören wir doch auf, um uns selbst zu kreisen. Wir bedauern uns selbst, fühlen uns den Puls, fragen uns ständig wie es uns geht und sind nur mit der eigenen Lagebestimmung befasst. Das kann eine Gemeinde ganz schön in Trab halten, denn auch das Kreisen um sich selbst setzt in Bewegung – nur: die Gemeinde kommt dabei nicht von der Stelle, es geht nicht voran. Es werden viele Papiere produziert, Leitbilder entworfen, neue Strukturen konzipiert und in Organigrammen die Kompetenzen geklärt, aber trotzdem ändert sich nichts wirklich. Man ist nur mit sich selbst beschäftigt. Ziele werden entwickelt, aber sie sind eher eine Projektion eigener Wünsche in eine ferne Zukunft als ermutigende Herausforderungen.

Natürlich ist es nicht schlecht, wenn sich eine Gemeinde um sich selber kümmert, ihre Lage ehrlich und kritisch begutachtet, um herauszufinden wo sie steht, um dann die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Aber bei diesem letzten Schritt hapert es oft. Man bleibt bei sich selbst stehen.

Wegschauen von sich selbst bedeutet, sich nicht mehr um sich selbst zu kümmern. Endlich aufzuhören zu fragen: „Wie geht es uns? Wie sehen wir aus? Machen wir alles richtig? Sind wir gut? Wie stehen wir im Vergleich zu anderen Gemeinden?“ Nicht immer noch besser zu werden, weitere Ideale aufzubauen und ständig im Zweispalt der vielfältigsten Wahlmöglichkeiten hängen zu bleiben. Auch wenn wir noch nicht alles wissen, auch wenn wir noch keine heile und perfekte Gemeinde sind, auch wenn wir deutlich die Mängel in unserer Mitte erkennen: trotzdem loszugehen – weg von sich selbst! Wenn wir warten wollen, bis wir endlich alle Bedingungen erfüllt haben, die Gemeindeaufbau-Experten

aufstellen, werden wir nie in Bewegung kommen. Wenn wir auf Gefühle hoffen, die uns in Begeisterung versetzen, oder geistlicher ausgedrückt: wenn wir eine Erweckung zur Voraussetzung für die nächsten Schritte machen, dann wird alles so bleiben wie es ist. Wir verharren in der inneren Nabelschau und halten das zuletzt für geistliches Leben. Wir haben im Bereich der Gemeindeentwicklung in den letzten Jahren etwas gründlich missverstanden, wenn wir dachten, wir müssten zuerst nur das eigene Haus bestellen, dann würden unsere Gemeinden schon in Fahrt kommen. Das Gegenteil ist passiert, anstatt dass neugierige Menschen zu uns strömten, richteten wir uns nur noch immer gemütlicher in den eigenen vier Wänden ein und waren frustriert, dass wir unter uns blieben.

Von sich wegschauen heißt, den anderen wahrzunehmen wie er ist und ihn nicht unter der Fragestellung zu beurteilen: „Welche Vorteile bringst du mir, was trägst du dazu bei, damit mein Leben besser wird?“ Den anderen um seiner selbst willen wahrnehmen, erkennen, was ihn beschäftigt, was ihn ausmacht und vielleicht bedrückt, um dabei herauszufinden, wo ich ihm helfen und in seiner Lebenslage dienen kann. Vielleicht gehen mir tatsächlich dabei zum ersten Mal die Augen auf und ich erkenne mein Gegenüber in ganz neuer, ungeahnter Weise.

Der erste Schritt heraus aus dem Jammertal heißt also, sich mit ehrlichem Interesse zu begegnen, einander mutige Fragen zu stellen, aufeinander zu hören. Wir erzählen einander unsere Lebens-Geschichten und halten einander aus, wenn wir uns auf die Nerven gehen und unsere Unterschiede zutage treten.

Wir brauchen eine offene Gesprächskultur, auch wenn das Gemeindeleben dadurch schwieriger und anspruchsvoller wird. Denn die Frage, die sich dem Erkennen des anderen unmittelbar anschließt, lautet: Darf der andere ganz anders sein? Korrigiere ich mein Bild von ihm oder setze ich alles ein, damit er in der bisherigen Schublade bleibt? Gerade in kleinen Gemeinden oder in Gemeinschaften, wo sich die einzelnen gut kennen, beobachte ich immer wieder: alles ist in Schubladen eingeteilt und jeder hat seinen festgelegten Platz, die ganze Gemeinde ist ein gut ausgefülltes Regalsystem mit unveränderbarem Register.

Hier kann Neues erst aufbrechen, wenn man sich gegenseitig freigibt, bereit ist, einander mit neuen Augen zu sehen, sich neu kennen zu lernen. Ich rate dann: Tun Sie doch einfach so, als hätten Sie sich noch nie gesehen, als würden Sie sich zum ersten Mal begegnen! Warum ist das oft so schwer? Stehen alte Verletzungen, Schuld und Verfehlungen zwischen Ihnen und hindern die neue Sichtweise? Zum Loslassen gehört Vergebung, wo nötig muss Schuld bekannt und ausgesprochen werden, damit sie endgültig ausgeräumt werden kann. Aber Achtung: sehr schnell ist man wieder bei den eigenen Empfindungen, kreist um das, was einem angetan wurde und leckt die eigenen Wunden. Seien Sie großzügig und barmherzig, vertiefen Sie die alten Geschichten nicht noch mehr, sondern verzichten Sie eher auf Ihr Recht, statt die alten Vorwürfe ständig zu wiederholen. Seien Sie bereit zu vergeben und zu vergessen, um neu anfangen zu können. Das ist die Grundlage zu einer Versöhnung, in der sich verletzte Herzen neu finden. Sie machen sich klar: Es geht nicht um die eigene

Empfindlichkeit, es geht nicht um ein Rechthaben, es geht nicht einmal um die stolze Würde des eigenen Ichs – es geht an erster Stelle um die Not dieser Welt.

Die Phase der Reinigung ist nur eine Tür nach außen, sie ist kein Dauerzustand, so dass man sich in einer Haltung von ständiger Selbstzerknirschung einrichten und darin aufgehen könnte. Buße hat keinen Wert, wenn sie nicht aus der Sünde herausführt – in neues Land. Eine veränderte Haltung ist nötig, um fähiger zu werden, Gott und den Menschen zu dienen

Dabei geht es letztlich nicht einmal vorrangig darum, eine starke und selbstbewusste Gemeinde zu werden oder eine optimale Gemeinschaft von Gleichgesinnten zu bilden. Ein intensives Gemeinschaftsgefühl bindet die Kräfte nach innen, denn es will gepflegt werden. Aber keine Gemeinde ist um ihrer selbst willen da, denn sie hat einen Auftrag. Diesen gilt es herauszufinden und umzusetzen. Es ist schön, wenn sich die Gemeindeglieder in ihrem gemeinsamen Zuhause wohlfühlen, sich als Familie verstehen oder als gemütliches Nest in einer kalten Welt empfinden. Viele Gemeindeaufbau-Maßnahmen hatten nur das zum Ziel, das Haus Gemeinde wohnlicher zu machen, es gut zu möblieren und jeder Gruppe einen geeigneten Raum zuzuweisen. Dann wurden die Türen verschlossen und seither blieb man im eigenen Mief. Wegschauen von sich bedeutet: hinauszugehen, die Türen und Fenster weit zu öffnen, Kontakte zu anderen Gruppen und Gemeinden aufzunehmen, hinauszutreten auf die Straße, die Welt mit ihrem Jammer und Elend ganz bewusst wahrzunehmen und sich dabei intensiv die Frage zu stellen: Was sollen wir tun? Welchen Auftrag haben wir als Gemeinde, um der Not der Welt zu begegnen?

Keine Gemeinde muss alles tun, aber jede Gemeinde muss ihre spezifische Aufgabe zur Rettung dieser Welt finden. Hier lohnt es sich zu investieren, all die Kräfte einzusetzen, die bisher mit der Eigenbeschäftigung vergeudet wurden. Wir müssen unser Eigengewicht verringern, Ballast abwerfen, um für andere tragfähig zu werden. Das bedeutet unter Umständen, dass alle Veranstaltungen, die nur der Erbauung eigener frommer Gefühle dienen, eine Zeit lang abgesagt werden. Ein Fasten ist angesagt, um zum Kern, zum Wesentlichen zu finden. Auch die Gottesdienste müssen dabei unter die Lupe genommen werden, ob sie den Auftrag der Gemeinde unterstützen, die Gemeindeglieder ausrüsten und senden, oder ob es sich um schöne aber unnötige Veranstaltungen handelt.

Grundvoraussetzung ist, dass die einzelnen Gemeindeglieder nicht mehr fragen, was ihnen diese Gemeinde persönlich bringt oder wozu ihnen die Gemeinde dient. Sondern Ziel muss sein, sich umgekehrt zu überlegen, was der Einzelne für die Gemeinde tun kann, was ihr Beitrag ist, damit die Gemeinde ihren Auftrag ausführen kann. Jedes Glied in der Gemeinde bringt etwas ein, es gibt keine Nutznießer, Konsumenten, Zuschauer, wenn es um das Rettungswerk an dieser Welt geht.

Konkret bedeutet dies: Die Gemeinde kommt in ihrer Vielfalt zusammen, um gemeinsam herauszufinden, was sie prägt, was sie motiviert, was sie eint. Sie wollen im anderen Christus entdecken. Sie suchen nach dem Verbindenden ihres Glaubens, sie wollen miteinander zur Mitte und den Kern der christlichen Botschaft verstehen. Sie reden hörend miteinander,

denn sie wollen aufnehmen, was Gott durch den anderen zu ihnen sagt. Gemeinsam fragen sie nach ihrem Auftrag. Das ist nicht so einfach getan wie gesagt, denn unsere Gemeinden sind weitgehend nicht geübt den Prozess der Meinungsbildung bis zu einem guten Ende durchzuhalten. Weitgehend herrscht die Meinung vor, dass im christlichen Bereich alles selbstverständlich sei, oder doch zumindest schnell Ergebnisse gefunden werden müssten, wenn man nur mit der richtigen Haltung an die anstehenden Fragen herangeht. Wird es mühsam, wirft man sich vor, es würde an der grundsätzlichen Gesinnung, der Gutwilligkeit oder dem Bemühen um Einigkeit mangeln, statt Spannungen und notwendige Auseinandersetzungen auszuhalten. Genau das aber ist bei der gegenwärtigen Meinungsvielfalt auch im christlichen Bereich nicht zu umgehen, gemeinsame Ergebnisse sind der Erfolg harter gemeinsamer Arbeit.

So kommt es, dass in vielen Gemeinden die Arbeit ein paar geübten Spezialisten überlassen wird, während andere sich auf ihre Schwachheit zurückziehen und betonen, sie wären noch nicht so weit für diese anstrengende Art des Gemeindelebens, sie müssten in ihrem Glauben erst noch wachsen. Oft ist das eine Ausrede, die mit dem Vorwurf verbunden wird, es würde auf die Schwachen keine Rücksicht genommen, denn ein paar starke Vordenker würden das Tempo vorgeben. In ihrer Wehleidigkeit sehen diese Gemeindeglieder nicht, dass auch der Schwache seinen Teil beitragen kann. Ziehen sie sich dann zurück und richten sich im Schmollwinkel ein, blockiert die eigene oder gemeinsame Schwachheit das Weitergehen. Nun bestimmt die Herrschaft der Schwachen in machtvoller Weise das Gemeindeleben und alles dreht sich um die Bedürftigen. Die Frage, die mir immer wieder gestellt wird, heißt: Wie viel Schwache erträgt eine Gemeinde? Wird nicht eine Gemeinde, in deren Mitte sich viele Angeschlagene befinden und die sich zuerst um die „Fußkranken“ kümmern muss, am Vorgehen gehindert?

Tatsächlich werden christliche Gemeinden zunehmend zum Sammelbecken für Menschen, die im Tempo der heutigen Zeit nicht mehr mitkommen und als „unfähig“ ausgestoßen werden. Aber die Gemeinde darf dadurch nicht zu einem Ort von fußlahmen und kranken Menschen werden, die sich nur bemuttern und versorgen lassen möchten, die ihre Streicheleinheiten abholen und vor allem die Leiter stundenlang beschäftigen und aussaugen, ohne sich aktiv um eine tatsächliche Veränderung ihrer Lebenssituation zu bemühen. Wer schwach ist, sehe zu, dass er stark werde oder entdecke, wie Paulus, dass gerade auf den Schwachen eine Verheißung liegt: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark!“ Die Gemeinde bietet Hilfsmöglichkeiten an, psychisch, geistlich, körperlich stark zu werden, sie gibt jede erdenkliche Unterstützung bei einem Prozess ganzheitlicher Gesundung – aber sie lässt sich nicht blockieren und hindern in ihrem Auftrag. Sie fordert heraus und gibt auch den Bedürftigen eine Perspektive – vielleicht genesen sie ja auch daran, dass sie endlich gebraucht werden, spüren, wie wichtig sie sind und dass sie ihren Beitrag geben können.

In dem Prozess, eine gemeinsame Orientierung zu finden, wegzuschauen von sich, um den Auftrag zu entdecken, den Gott gegeben hat, spielen eben auch Konflikte und

zwischenmenschliche Reibungen eine große Rolle. Durch Probleme wächst eine Gemeinde, sie sind eine Herausforderung, alle Kräfte zu mobilisieren. Dabei entdecken die Gemeindeglieder erst so richtig, was in ihnen steckt. Manche Gemeinden sind in Lethargie und Passivität versunken. Konflikte dagegen wecken auf, zwingen zu einer klärenden Auseinandersetzung miteinander und helfen dabei, den anderen neu zu verstehen und sich ehrlicher als vorher zu begegnen. Wir sollten deshalb in den Gemeinden keinen Auseinandersetzungen aus dem Weg gehen; sie sind wichtig! Schwierigkeiten sind Chancen, in ihnen steckt das Potenzial zu Neuem. Wenn jeder nur für sich lebt und denkt und seine eigene Spur zieht, kommen wir einander nicht in die Quere. Wenn wir uns aber um den Auftrag bemühen, der uns als Gemeinde gegeben ist, wird es ernst. Wir können einander nicht mehr aus dem Weg gehen – und das ist gut so. Probleme, Schwierigkeiten und Konflikte zeigen uns außerdem, wo Nachholbedarf besteht, wo die Schwachstellen liegen, und wir können dann die Löcher stopfen, um gute Gefäße zu sein, die viel aufnehmen und weitergeben können.

Kein Problem, kein Konflikt in der Gemeinde ist Sache des einzelnen, alle sind herausgefordert die Hürden zu überwinden. So lernt eine Gemeinde miteinander mutig und sicher voranzugehen. Sie bleibt nicht vor den Hindernissen stehen, sondern bekommt Erfahrung und Kompetenz. Wir sollten deshalb als Gemeinde lernen, Gott in den Schwierigkeiten zu loben – ja mehr noch, Gott für alle Probleme und Krisen zu danken. So wird eine Gemeinde stark und konfliktfähig.

Außerdem gewinnt eine Gemeinde, wenn sie sich den Schwierigkeiten stellt, an Authentizität und Ausstrahlung, denn dann wird es echt. Jetzt ist Gemeindeleben nicht mehr nur ein harmloses Spiel, sondern der Ernstfall des Lebens, so kann Glauben nicht nur erlebt, sondern ganz konkret miteinander gelebt werden. Gemeinde ist nicht mehr eine paradiesische Insel jenseits von gut und böse, sondern Mitten in der Welt, hier hat sie sich zu bewähren – und das tut ihr gut!

Ich komme zum Schluss auf ein weiteres Problem zu sprechen, das den Aufbruch einer Gemeinde aus der eigenen frommen Ecke verhindert, nämlich die in starkem Maß verunsicherte Leiterschaft.

Leiter sind hin- und hergerissen zwischen unterschiedlichsten Erwartungen und Ansprüchen. Sie wollen vorangehen – aber tun sie es tatsächlich, wird ihnen Alleingang vorgeworfen. Sie sollen als Leitfigur glänzen, wehe aber, wenn sich in zu starkem Maß hervortun. Setzen sie sich aber zu wenig durch, werden sie als zu schwach bewertet, mit mangelnden Führungsqualitäten abqualifiziert oder es wird ihnen geistliche Vollmacht und Leitungskompetenz abgesprochen. Dazwischen bewegen sie sich wie in einem engen Käfig. Kein Wunder, wenn sich nur sehr selbstbewusste oder unbekümmerte Menschen in Leitungspositionen drängen.

Wer verunsichert ist, beschäftigt sich vorrangig mit seiner eigenen Position. Er kümmert sich mehr um die eigene Standfestigkeit als um das Vorangehen der Gemeinde, er versucht zu überleben und hat keine Energie mehr, um wichtige Impulse zu setzen.

Leiter, die um sich kreisen, können aber nicht führen und verunsichern eher andere, als dass sie ermutigen und herausfordern. Kein Wunder, wenn auch die Gemeinde bei sich selbst stehen bleibt und nicht in der Lage ist, ihre Grenzen zu erweitern. Leitung und Gemeinde sind einander zugeordnet, sie ergänzen einander. Wird gegeneinander gekämpft, wird die Leitung allein gelassen, anstatt dass sie in die Gemeinde eingebunden ist, wird Leitung zu einem undankbaren und zuletzt ergebnislosen Geschäft.

Wo sind die sicheren Leiter, die einen festen Standpunkt haben, aber gleichzeitig ganz wach und offen für die Anliegen der anderen sind und mit klaren Vorgaben für einen Weg in die Zukunft?

Solche Leiter brauchen ein starkes eigenes geistliches Leben. Sie schöpfen aus der Kraftquelle Gottes. Sie müssen sich nicht um sich selbst kümmern, weil sie von Gott versorgt werden, sie müssen sich nicht durchsetzen, weil sie sich ihrer Berufung gewiss sind. Das bedeutet: sie sind fest verbunden mit dem, der sie gerufen hat. Von ihrem Herrn erfahren sie Sicherheit, sind sie gehalten, deshalb können sie mutig sein, Risiken auf sich nehmen und müssen sich nicht autoritär behaupten. Sie haben einfach Autorität und Vollmacht – und können gleichzeitig dienend vorangehen. Spannungen und Unterschiede können sie aushalten, weil sie in sich selbst ruhen. Sie haben ein weites Herz, weil sie sich an Jesus gebunden haben, der für sie der Meister und das Vorbild für eine selbstlose, uneigennützigere Leiterschaft ist.

Für diese Leiter ist die Zeit zum Gebet, zum Hören auf Gott in der Stille, die Orientierung an der Bibel ein tägliches Bedürfnis. Sie überlasten sich nicht, weil sie immer wieder Ruhe und Einkehr suchen und auch der Sonntag für sie zum „Herrentag“ geworden ist. Weil sie sich der göttlichen Leitung unterordnen können, ist es für ihre Gemeindeglieder keine Anfechtung, sich ihnen freiwillig und gern unterzuordnen.

Leiter wird man nicht von heute auf morgen, Leiterschaft muss gelernt und eingeübt werden. Dabei hilft ein gutes Coaching, bei dem es nicht um narzisstische Selbstbespiegelung geht, sondern um Ermutigung oder mehr noch um Heraus-Forderung zum Aufbruch aus dem Käfig der Zwänge des eigenen Ichs.

Diese Leiter, die sich selbst aufgeben haben, die sich selbst gestorben sind und nun einem anderen gehören, sind der Schlüssel für Gemeinden, die nicht mehr um sich selbst kreisen, sondern losgehen. Sie repräsentieren durch ihr ganzes Sein Jesus Christus, der nie für sich selbst da war, sondern sich ganz auf die Menschen eingelassen hat und ihre Nöte wahrnahm. Er hat auf alles Eigene verzichtet, um den Auftrag seines Vaters auszuführen, bis dahin, dass er sein Leben geopfert hat. In seiner Nachfolge können wir als Gemeinden genauso leben und wir werden sehen: dort wo es bisher müde und verzagt zugeht, wo von



Gemeindeleben wenig zu spüren war, bricht neues Leben auf, Leben in Fülle –  
herausfordernd, mächtig und ansteckend!

## Beziehungen in der Gemeinde

Die Bedeutung des sozialen Netzes – und seine Grenzen

Meine starke Vermutung ist, dass die Hauptmotivation für die Gemeindezugehörigkeit nicht theologische oder geistliche Gründe sind, sondern vor allem soziale. Man geht in eine Gemeinde der Beziehungen wegen. Dort trifft man vertraute Menschen und ist mit Seinesgleichen zusammen. Man erfährt Annahme und erlebt Zugehörigkeit. In einer Gesellschaft, in der jeder für sich steht und schauen muss, wie er zurechtkommt, sind das wichtige Werte.

Ich leite meine These von Beobachtungen ab, die ich in ganz unterschiedlichen Gemeinden machen konnte: vor dem Gottesdienst begrüßt man vor allem die Menschen, die man gerne sehen möchte und die man erwartet hat. Um sie zu treffen ist man gekommen. Das gibt das Gefühl des Eingebundenseins. Wenigstens am Sonntag ist die Welt in Ordnung und man hat den Eindruck, dass man einen Platz hat – und dass man wichtig ist. Denn auch die anderen signalisieren, dass man am richtigen Ort ist. Nach dem Gottesdienst steht man mit denen zusammen, mit denen man gerne redet. Man tauscht sich aus über alles, was in der Woche gelaufen ist und informiert sich über die wichtigsten Ereignisse, was man getan hat, wo es etwas besonders günstig gibt oder was von allgemeiner Wichtigkeit ist. So ist man miteinander auf dem Laufenden. Wer keine Kontakte hat, ist außen vor und fühlt sich vielleicht sogar als Fremdkörper. Es ist selten, dass man auf jemand zugeht, den man nicht kennt. Wenn doch, dann checkt man ab, woher jemand ist, was er macht und welche Leute er kennt – also ob es Überschneidungen gibt mit dem eigenen, vertrauten Beziehungsnetz.

Warum ist das so?

Vielfach werden die Umstände in unserer Gesellschaft als verunsichernd und vielleicht sogar als bedrohlich empfunden. Umso mehr wünscht man sich in der Gemeinde einen Ort der Sicherheit. Und Sicherheit erwächst aus der Gewissheit, dass man wichtige und starke Menschen an seiner Seite hat, die zu einem halten, wenn es schwierig wird. Der Pastor gehört dazu, der mich an meinem Geburtstag besucht und damit zeigt, dass ich ihm wichtig bin. Die anderen Festgäste sehen es, wie vertraut wir miteinander umgehen. Andre bedeutungsvolle Gemeindeglieder gehören nun zu meinem Freundeskreis und wir sind sogar „Glaubensgeschwister“!

Wenn ich zu einer Gemeinde gehöre, zu der wichtige Menschen mit Einfluss und Ansehen gehören, dann fühle ich mich einfach besser und stärker. Ich muss im Ernstfall nicht einmal auf sie zurückgreifen, es genügt, wenn ich es weiß, dass sie da sind. Wenn ich mit den Kontakten punkten kann, die ich durch meine Gemeindezugehörigkeit habe, bin ich nicht allein, habe ich Unterstützer. Diese müssen das gar nicht wissen, aber mein Selbstbewusstsein wächst: „Ich gehöre zu einer wichtigen Gemeinschaft und durch die wichtigen Menschen, die zu ihr gehören, bin ich auch bedeutsam.“

In dörflichen Strukturen wirkt sich das am meisten aus. Durch die Zugehörigkeit zur Gemeinde am Ort, bin ich in stärkerem Maß Mitglied der Gesellschaft als andere. Zur Gemeinde gehören ja auch die anderen wichtigen Honoratioren des Ortes. Bei Gottesdiensten oder bei Gemeindeveranstaltungen bin ich in deren Nähe, habe einen

vertrauten Umgang mit ihnen (auch wenn ich kein Wort mit ihnen rede). Bei Nachbarschaftsstreitigkeiten bekomme ich Gewicht, wenn ich vorweisen kann, wer alles zum Hauskreis gehört, der sich bei mir trifft. Einmal in der Woche stehen großkalibrige Autos vor meinem Haus. Wenn es in der Arbeit schwierig wird, kann ich darauf hinweisen, wer zu meinem Bekanntenkreis gehört: der Leiter der Sparkasse, ein Notar, der Rektor der Schule, eine Ärztin – denn sie gehören zu meiner Gemeinde. Es genügt der Hinweis, dass ich sie um einen Rat bitten könnte. Aber das entscheidende ist: Ich gehöre durch meine Gemeindegliedschaft zu einer bedeutenden Gemeinschaft, meine Zugehörigkeit gibt mir Gewicht und Bedeutung und dadurch Selbstbewusstsein. Durch das Zusammentreffen mit den anderen Gemeindegliedern bin ich auf dem Laufenden, bekomme die wichtigsten Informationen und habe den Eindruck „drin“ zu sein, wenn etwas für mich relevant sein sollte, dann bekomme ich es mit. Ich fühle mich bedeutsam und aufgewertet.

Ist das alles nicht eine wichtige und vor allem erlaubte „Nebenwirkung“ der christlichen Gemeinde?

Keine Frage! Auch zu Zeiten des Apostels Paulus war es bereits schon so, dass es die christliche Gemeinde auszeichnete, dass ganz verschiedene Menschen zusammenkamen, um sich gegenseitig zu bereichern. Dass Menschen in der Gemeinde sozialen Rückhalt suchen ist durchaus richtig und dass sie christliche Gemeinde ein dichtes soziales Netz ist, das dem einzelnen Wert und Bedeutung gibt, ist bestimmt im Sinne des „Erfinders“. Die Gefahr ist nur, dass man davon abhängig und – vor allem – dass die Geschichte einseitig wird.

Der Zukunftsforscher Matthias Horx beschreibt Connectivity als Grund Voraussetzung für die Individualisierung der Gesellschaft (Matthias Horx, Das Megatrend-Prinzip, München 2011, Seite 127). Er bezeichnet damit die große Verbundenheit der Menschen, die notwendige Vernetzung. Aber das sieht so aus, jeder in diesem Beziehungsnetz gleichwertig ist. Das Netz funktioniert nicht, wenn einige das Netz spannen und viele andere sich wie in eine Hängematte hineinfallen lassen. Das heißt: Das soziale Gefüge der Gemeinde besteht aus lauter gleich wichtigen Menschen. Wenn jemand denkt, er bekomme seine Bedeutung durch die anderen, sollte er sich gleichzeitig überlegen, wodurch andere an Bedeutung durch ihn gewinnen könnten. Die sozialen Beziehungen funktionieren nur durch ein gegenseitiges Geben und Nehmen, sie geraten aus dem Gleichgewicht, wenn einige die Nutznießer der anderen sind (und sei es nur ideell). Wenn einzelne sich mit dem Etikett schmücken, dass sie mit bedeutenden Menschen per Du sind ist das nicht sehr geistlich. Denn das christliche Prinzip heißt: „Eine trage des andern Last...“ (Galater 6,2). Wer etwas bekommt, gibt etwas. Und jeder hat irgendetwas, das er dem anderen geben könnte.

Wenn das Motiv der Gemeindezugehörigkeit ist, dass man sich dann im unmittelbaren Dunstkreis eines faszinierenden Pastors aufhalten kann, dann ist die Gefahr der Menschenabhängigkeit gegeben. Und was ist, wenn der Pastor wechselt: geht man dann auch?

Oder wenn es nur der Grund ist, die eigene Gemeinde (und damit sich selbst) aufzuwerten, wenn man wichtige Leute in den Gemeindevorstand beruft (Sparkassenleiter, Notar, Schulrektorin), dann ist etwas „verrutscht“, denn dann sieht man nicht mehr die Gaben

sondern ist beeindruckt von den Funktionen. Man muss sich dann nicht wundern, wenn es bald zu Konflikten kommt, weil die eigene Bedürftigkeit zum Maßstab für eine gute Gemeinde wird: Hauptsache ich bekomme das, was ich will, Hauptsache ich erfahre Bestätigung und kann mich wichtig fühlen. Wird man übersehen, dann gibt es Ärger! Ganz ehrlich: Warum gehören Sie zu Ihrer Gemeinde? Ich fürchte, dass die Beziehungen und der Wunsch nach Zugehörigkeit eine größere Rolle spielen, als man es auf Anhieb zugeben will.

Ein anderer Punkt kann sein, dass ich sage: Ich habe schon immer zu dieser Gemeinde gehört. Ich bin hier dabei, denn bereits meine Eltern und Großeltern waren Mitglieder. Das verschärft die Sache noch, denn was würde passieren, wenn ich die Gemeinde verlasse? Ich würde mich aus meinen angestammten Beziehungen lösen. Ich würde mich meiner geistlichen Wurzeln entledigen. Ich wäre im gesellschaftlichen (und familiären) Umfeld ein Nichts! Es wird schwierig sein, ein neues, eigenes Netzwerk an sozialen Beziehungen aufzubauen und wieder einen Ort der Zugehörigkeit und der Bedeutung zu gewinnen. Dieses Dilemma ist manchmal der Grund, warum Konflikte aussichtslos sind. Denn um wirklich streiten zu können, muss man in Distanz zueinander gehen können und muss man auch eine Trennung riskieren. So ist es besser, man spricht nötige Klärungen nicht an, es könnte schwierig werden und mich zwar nicht den Kopf aber meine soziale Zugehörigkeit kosten. Auf diese Weise sind die Hände gebunden, man schweigt, wehrt sich nicht, vermeidet den Streit. Die Folge ist: Der Konflikt, der nicht ausgetragen werden kann schlägt nach innen: man wird müde, krank, lustlos und ist erschöpft – und weil man das nicht zugeben darf, wird man zum unehrlichen Schauspieler. Oder aber der Konflikt bewegt sich unterschwellig (latent) im Untergrund als kalter Konflikt: man tut so als ob, markiert die besten Beziehungen, schaut dass man das bekommt was man für sich braucht – aber gleichzeitig begegnet man dem anderen mit Verachtung, macht ihn klein wo es geht, redet schlecht über ihn oder hegt wenigstens die fiesesten Gedanken gegen ihn. So funktioniert Gemeinde nicht!

Ein optimaler Testfall für eine gute Gemeinde ist, wenn ein Fremder hereinschaut: Wird er begrüßt, geht man freundlich und unvoreingenommen auf ihn zu? Wird er mit einbezogen, aufgenommen und wertgeschätzt unabhängig von dem, wer und wie wichtig er ist? Es geht nicht um seinen Funktion, seinen Beruf, sein Ansehen – sondern allein um ihn als Mensch, um seine Persönlichkeit. Man fragt ihn nicht ab und schätzt nicht gleich ein, ob dieser Mensch einen Vorteil mitbringt, den man nutzen kann. Er kann arm und unbedeutend sein – für Gott ist er ein wichtiger und bedeutungsvoller Mensch. Er kann reich sein und einen lukrativen Posten ausfüllen, auch er ist für Gott der geliebte Mensch, der unabhängig von Status und Ansehen für Gott zählt – allein weil er in sein Innerstes schaut.

Wenn in der Gemeinde wichtige Menschen Einfluss ausüben und der Status mehr zählt als das Herz, dann läuft etwas schief, finde ich. Wenn man in die Gemeinde nur deshalb kommt, um gesehen zu werden oder das Gefühl zu haben, dazuzugehören, dann fehlt etwas Wichtiges. Denn dann ist die Gemeinde nicht mehr als ein Verein. Wenn in der Gemeinde nur die das große Wort führen, die es auch sonst tun, ist die Gemeinde arm dran, denn die

Stimmen der anderen wären bedeutsam. Gemeinde ist anders, herausfordernd anders: das Kleine zählt, das Unwichtige bekommt einen hervorragenden Platz, der Schwache darf sein wie er ist, ohne sich künstlich groß zu machen. Es geht nicht darum, dass man sich über alle möglichen Unwichtigkeiten informiert und gemeinsam Teil hat am allgemeinen Tratsch und Klatsch, sondern dass man einander hilft bedeutsam zu werden in dem man das Wichtigste miteinander teilt: die Zuwendung Gottes, die jedem gilt, der sie annimmt.

## Christliche Irrtümer

Manche christlichen Irrtümer wurden im Lauf der Kirchengeschichte korrigiert. Dazu gehört zum Beispiel die Überzeugung, dass Gottesdienste nur am Sonntagvormittag stattfinden dürfen. Auch die Meinung, dass Frauen nicht predigen dürften, hat sich überholt. Ebenso hat sich die Tatsache gegen manchen Widerstand durchgesetzt, dass Kirche nicht nur aus landeskirchlichen Gemeinden besteht, denn viele Menschen suchen sich ihre Gemeinden nach ihren Lebensumständen und Bedürfnissen aus, die sich auch ändern können.

Aber andere Irrtümer halten sich beharrlich. Ihnen müssen wir widerstehen.

### Gemeinde ist nicht machbar

Zu den falschen Überzeugungen, die unveränderlich scheinen, gehört die Meinung, Gemeinde sei machbar: Wenn wir nur die richtigen Strategien haben, die nötigen Handwerkszeuge einsetzen und die geeigneten Menschen zusammenbringen, könnten wir uns eine Gemeinde bauen, die unseren Vorstellungen entspricht. So macht man sich ans Werk, die Gemeinde nach dem eigenen Bilde zu erschaffen – und landet letztlich doch nur bei einer Art menschlicher Organisation. Klar ist es nötig, die christliche Gemeinde zu organisieren, Entscheidungsabläufe zu optimieren, Begegnungsräume zu schaffen, Veranstaltungen zu planen und Leitung effektiv auszuüben. Aber Gemeinde ist noch etwas anderes.

Gemeinde ist das Werk Gottes: *Er* beruft Menschen und fügt sie zusammen. *Er* gibt diesen Menschen eine Verheißung und einen Auftrag und fordert sie heraus, beides miteinander zu verknüpfen und umzusetzen. Gott macht deutlich, dass *er* für die Gemeinde zuständig ist. Er sorgt für seine Menschen und deshalb sollen sie an erster Stelle sich an ihn wenden und alles in eine Beziehung zu ihm setzen. Gott ist die Mitte und von dieser Mitte aus regelt sich alles. Fehlt diese Mitte ist eine Gemeinde eine Gruppe von Menschen, die ein gemeinsames oder ähnliches Ziel haben, gemeinsame Interessen teilen oder einer gemeinsamen Absicht folgen. Sie ist ein Verein, der von einer Satzung bestimmt wird. Eine Gemeinde begründet sich aber in Gott, sie wird von seiner lebendigen Gegenwart zusammengehalten und die Menschen, die zu ihr gehören, sind verbunden, weil sie Gott gehören. Ihm gehorchen sie – jeder für sich und gemeinsam. Gott besorgt die Verknüpfung der Vielen zu einem gemeinsamen Ganzen.

### Gemeinde ist nicht veränderbar

Weil die Gemeinde Gottes Werk ist, ist sie auch nicht veränderbar. So wie der Mensch seine genetische Disposition nicht ändern kann und die vererbten Anlagen nicht seinem Zugriff zur Verfügung stehen, ist die Gemeinde in ihrer Grundanlage nicht beliebig zu gestalten. Weil Gott genau diese Menschen zu seiner Gemeinde zusammengestellt hat, dürfen wir Einzelne, die uns nicht passen, ausschließen. Weil zu Gottes Gemeinde der Gottesdienst gehört, in

dem sein Wort verkündigt und seine Herrlichkeit angebetet wird, kann der Gottesdienst nicht zu einer reinen Vortragsveranstaltung umgewandelt werden. Weil in der Gemeinde die Liebe Gottes lebt, miteinander geteilt und den Menschen in dieser Welt ausgeteilt wird, kann sie sich nicht nur auf sich selbst zurückziehen und nur das tun, was ihr gerade am wenigsten Mühe macht. Weil Gott mit seiner Gemeinde die Welt erreichen will, kann die Gemeinde ihre missionarischen und evangelistischen Bemühungen nicht einstellen und nur noch christliche Kultur pflegen. Veränderbar ist lediglich *wie* die Gemeindeglieder miteinander umgehen, *wie* sie den Gottesdienst feiern, *wie* Gottes Wort verkündigt und Gott angebetet wird, *wie* die Liebe ungehindert fließen kann und *wie* die Menschen von Gottes Liebe erreicht werden. Die Gemeinde ist in ihrem Wesenskern, in ihrer eigentlichen Bedeutung nicht zu verändern, aber darin, wie sie ihre von Gott festgelegten Grundlagen lebt. Hier ist eine Gemeinde herausgefordert, sich immer wieder zu fragen, wie sie dem Auftrag Gottes gerecht wird. Alle Veränderungsbemühungen müssen das Eigentliche stärken, zurückführen zur Wurzel und den Auftrag Gottes für das Heute konkretisieren.

### **Gemeinde ist kein Selbstzweck**

Denn keine Gemeinde lebt für sich, sie hat immer eine Bedeutung für andere. Gott hat Menschen berufen und zusammengestellt, er hat sie befreit, geheiligt und befähigt – damit er sie beauftragen kann. Gott will mit seiner Liebe die Menschen in dieser Welt erreichen. Er möchte nicht bei sich bleiben, sondern sich entäußern. Genauso möchte er auch nicht, dass die Gemeinde bei sich bleibt, sondern, dass sie austeilt, sich verströmt und verausgabt. Sie soll nichts anhäufen, sondern weitergeben. Sie soll die Erkenntnisse und Erfahrungen nicht für sich behalten, sondern weitersagen. Sie soll nicht schöne Sakralräume bauen, sondern Räume schaffen, wo heimatlose Menschen Heimat finden und wo sie erfahren können, dass Gott, ihr himmlischer Vater, ihnen Sicherheit gibt. Sie soll sich den bedürftigen und kranken Menschen zuwenden, dass sie heil werden und Heiligung erfahren. Der Sünder soll frei werden von seiner Schuld, der Belastete frei von seiner Last.

Die Gemeinde hat viel zu tun. Der Auftrag Gottes an sie ist groß. Wenn sie sich mit sich selbst begnügt und sich nur um sich selber dreht, ist sie nicht Gemeinde nach Gottes Vorstellung, wird sie ihrer Bestimmung nicht gerecht. Auch wenn sie nur Veranstaltungen zum eigenen Seelenheil anbietet oder den eigenen Mitglieder immer nur bestätigt, dass sie gut und richtig sind, entspricht sie nicht Gottes Vorgabe. Die Menschen in der Gemeinde sollen nicht beschäftigt werden mit vielem, sondern befähigt zum Dienst für Gott.

### **Es geht nicht um die eigenen Bedürfnisse**

Niemand lebt für sich. Wer Jesus nachfolgt, lebt für *ihn*. Ein Christ hat sich selbst aufgegeben und kümmert sich nun nicht mehr groß um seine eigenen Bedürfnisse und Interessen. Seine

Erwartungen und Wünsche spielen nicht mehr die größte Rolle, sondern der Wille Gottes: „Dein Wille geschehe!“

Es ist ein großer Irrtum unter den Christen unserer Tage, dass sie denken, sie müssten immer noch ein eigenes Leben führen und hätten einen Anspruch auf einen Raum für sich, sie bräuchten Erholung, Zeit für sich ganz allein, sie hätten eine Auszeit nötig und könnten nicht mehr ihre Kraft für das Reich Gottes zur Verfügung stellen. Christen können sich nicht aufs Altenteil zurückziehen oder alle möglichen anderen Aktivitäten ins Feld führen, warum sie gerade nicht dem Auftrag Gottes nachkommen können. Ein Christ gibt sich ganz. Er gibt seine ganze Zeit. Er stellt seine Kräfte, seine Begabung, seine Familie und alle seine Möglichkeiten ganz zur Verfügung. Er findet sich indem er sich verliert. Er lebt indem er stirbt. In dem Einsatz seines ganzen Lebens, uneingeschränkt und total, gewinnt er sich, findet er die Bedeutung seines Lebens, wird er sich selbst gerecht, erlebt er am stärksten den Sinn seiner Existenz. Nur ein Christ, der sich ganz hingibt lebt ganz. Nur wer Jesus in allem nachfolgt macht auch die Erfahrungen, dass er gehalten, getragen, geführt und aufgebaut wird. Indem er seine Kraft verströmt, lebt er von der Kraft Gottes.

### **Berufung bedeutet nicht Selbstverwirklichung**

Jeder Christ ist berufen. Der Ruf Gottes reißt ihn aus den eigenen Plänen und macht sie zunichte. Der Ruf Gottes versetzt in die Spur Gottes, dieser folgt der Christ nun sein Leben lang. Es geht nicht darum, nach seiner Berufung zu suchen, denn sie kommt von Gott. Wer auf Gott hört, nimmt sie wahr. Wer sich seine Berufung selber geben möchte, folgt oft doch nur seinen eigenen Vorlieben und Wünschen. Wer sein Leben lang nach seiner Berufung sucht, geht vielleicht nur dem aus dem Weg, was er eigentlich tun soll, aber nicht tun möchte. Die Bestimmung des Christen ist nicht, alle möglichen Projekte zu verwirklichen, sondern ganz direkt und konkret, Not leidenden Menschen zu helfen. Die Berufung hat immer ein sehr persönliches Gesicht, sie äußert sich in dem Menschen, der uns vor die Füße gelegt wird. Wir müssen nicht danach suchen, wir können höchstens darüber stolpern. Statt dann lange danach zu fragen, was ich tun soll, wo meine Gaben sind, was Gott von mir möchte heißt es jetzt: aufwachen und zupacken. Die Not, die ich erkenne zeigt mir meine Berufung, denn hier bin ich herausgefordert das Notwendige zu tun. Hier geht es nicht mehr um mich, um meine Befindlichkeiten und Vorlieben. Hier geht es nur noch um den anderen und seine Not – sei sie körperlich, seelisch oder geistlich. Und es geht um Gott, der sich mir in den Weg stellt und zeigt: „Jetzt bist du dran. Für diesen Augenblick habe ich dich berufen. Dazu bist du ausersehen und vorbereitet. Jetzt handele. Tu das, was du kannst – in meinem Namen.“

Das ist der Moment in dem Gott mich beruft, weil er mich ganz konkret meint. Jetzt bin ich gefragt. Jetzt gilt es, nicht zu zögern oder auf ganz allgemeine, fromme Feststellungen auszuweichen. In diesem Moment bin ich herausgefordert, mit Gott zusammen sein Reich zu bauen, mich selbst zu geben und einzusetzen, dass Gottes Liebe spürbar wird.



Denn das ist der größte Irrtum in einer egoistischen Welt: Dass Gott immer nur den anderen meint und nie mich. Dass Gott ohne mich seine Liebe in diese Welt hinein fließen lassen könnte.

### **Gemeinde funktioniert nicht von selbst**

Gemeinde besteht aus einzelnen Menschen, die sich rufen lassen. Gott beruft jeden Einzelnen und nimmt ihn in seinen Dienst. Für die Aufgabe, die er gibt, rüstet er mit seinen Gaben und Möglichkeiten aus. Aber es geschieht nichts, wenn der Einzelne nicht bereit ist und sich zur Verfügung stellt. Die Antwort des Menschen auf den Ruf Gottes heißt, dass er sich einsetzen lässt. Ohne sein „Ja“ geschieht nichts, lebt die Gemeinde nicht.

Wenn sich Menschen zur Verfügung stellen und sich von Gott zu einem gemeinsamen Auftrag zusammenschließen lassen, kann sich Gott ereignen, geschieht etwas Neues. Was jetzt passiert, ist nicht planbar und auch nicht machbar. Gott handelt. Er tut es auf seine Weise, oft überraschend. Wir haben ihn nicht in der Hand, aber er darf über uns verfügen. Es genügt, dass wir ihm unsere Bereitschaft erklären: „Du darfst mit mir dein Reich bauen. Ich bin bereit dir zu folgen. Ich höre auf das, was du sagst.“

Was daraus erfolgt ist nicht mehr unsere, sondern Gottes Sache: Leben bricht auf, neue Möglichkeiten entstehen. Gott nimmt unsere Bereitschaft ernst und fordert uns heraus. Er konfrontiert uns mit Menschen, Nöten, Situationen und bringt uns an unsere Grenzen. Jetzt wird unsere Bereitschaft konkret, jetzt sind wir gefragt – jeder einzelne für sich und wir miteinander. Gottes Gelegenheiten sind die kostbarsten Momente unseres Lebens: Wir erfahren Gottes Allmacht, wir erfahren uns mit unserer Ohnmacht *und* mit unseren Möglichkeiten und wir stellen uns zusammen, um das zu tun, was Gott jetzt gerade mit uns und durch uns tun möchte. Genau so „funktioniert“ Gemeinde: Weil viele bereit sind und gehorsam Gott folgen und tun, was er möchte.

## Das falsche Wir

*Wir* müssen lernen *Ich* zu sagen

„Wir sollten uns *alle* bemühen, anders miteinander umzugehen!“ Dabei hat man aber klare Vorstellungen davon, wer sich vor allem verändern sollte.

„Hier ist *jeder* gefragt!“ Aber eigentlich meint man die anderen.

„*Man* sollte endlich zu einem Ergebnis kommen!“, wird gestöhnt und man denkt im Stillen:  
„Wenn es so laufen würde, wie ich es denke, wären wir schon lang fertig.“

### Versteckspiel

Oft verlaufen Diskussionen seltsam unkonkret. Man bewegt sich im Kreis und kommt nicht zu Ergebnissen. Teilweise wird nicht klar, um was es eigentlich geht und was der andere meint, aber man fragt nicht nach. Der Gesprächsverlauf ist sowieso mühsam, da hält man sich besser zurück und wartet ab.

Kurz bevor die Auseinandersetzung ergebnislos abgebrochen wird, steht ein älteres Gemeindeglied auf: „Wir sollten mehr *Ich* sagen“, stellt er fest und setzt sich wieder.

Zunächst beherrscht Ratlosigkeit die Runde. Hatten wir nicht gelernt, dass das große eigene *Ich* sich einordnen muss in das gemeinsame *Wir*? Ist es nicht vor allem der Egoismus, die Selbstbezogenheit, die gemeinsame Entscheidungen erschweren? Wäre da nicht der Schritt zum *Ich* ein Rückschritt?

Aber langsam dämmert die Erkenntnis, dass zu einem guten *Wir* auch starke *Ichs* gehören. Es kann nicht sein, dass sich jeder im großen *Wir* des Miteinanders versteckt, aber doch gleichzeitig am eigenen Verständnis festhält. Zuerst kommt das *Ich*, die klare, eindeutige Aussage. Und dann kommt das *Wir*, die Einordnung der eigenen Meinung in das große Ganze. Alles andere ist ein Versteckspiel, das eine Entscheidungsfindung unmöglich macht.

### Der Egoismus

Oft ist das große starke *Ich* ein Problem in unseren Gemeinden: *Ich* weiß, was *ich* will und *ich* setze mich durch. Meine Meinung zählt mehr als die des anderen. *Ich* habe schließlich ein Recht, meine Bedürfnisse zu benennen und durchzusetzen!

Genauso läuft es in unserer Gesellschaft: *Ich* muss sagen, was *ich* will. *Ich* muss zu mir stehen. *Ich* muss für mein Recht kämpfen. Wenn *ich* es nicht tue, dann tut es niemand – und dann habe ich verloren.

Die narzisstische, selbstgezogene Gesellschaft mit ihren vielen Möglichkeiten und dadurch auch Begehrlichkeiten beeinflusst die Gemeinde: Hier kommen Menschen zusammen mit frommen Erwartungen und tiefen Sehnsüchten und hoffen, dass sie auf ihre Kosten kommen. Wenn nicht, werden Forderungen erhoben, Vorwürfe gemacht – oder man zieht sich enttäuscht zurück. Aber so „funktioniert“ Gemeinde nicht. Wenn jeder nur will, aber keiner gibt, dann bleibt jeder nur bei sich – und letztlich unbefriedigt, leer, bedürftig.

### **Das Wir**

Es geht nicht anders: In der christlichen Gemeinde ist jeder herausgefordert, sein *Ich* **nicht** an der Garderobe abzugeben – aber sich einzuordnen in die Gemeinschaft, das große Ganze zu sehen und den anderen höher zu achten als sich selbst. Das ist eine harte Übung! Das bedeutet, sich selbst loszulassen, die eigenen Wünsche, Erwartungen und Forderungen herzugeben und sich auf das gemeinsame Miteinander einzulassen. Das sieht dann meist so aus, als müsste man mehr geben, als man selbst bekommt – und dabei entsteht das Gefühl, ausgenutzt, ausgesaugt, missbraucht zu werden.

Aber so ist es nicht! Wenn tatsächlich jeder gibt was er kann, wird jeder satt. Wenn jeder seinen Beitrag gibt, sind alle Nutznießer. Aus dem, was alle zusammenlegen wird etwas Neues, etwas, was die Möglichkeiten des Einzelnen überschreitet. Das *Wir* in der Gemeinde ist mehr als die Summe der *Ichs*, die in ihr zusammenkommen. Aber das Entscheidende ist: *Jeder* gibt, was er kann. *Jeder* fügt sich ein. *Niemand* drängt sich nach vorn und will wichtiger sein als der andere.

### **Jeder, alle, wir**

Das Gefährliche ist, dass die Begriffe „*Jeder, Alle, Wir*“ zu einem Dickicht werden, in dem man sich verstecken kann. Anstatt, dass das *Ich* sich einbringt mit seinen Möglichkeiten, macht es sich ganz klein. Nicht das *Ich* fügt sich ein, sondern eine graues, unscheinbares, unauffälliges *Man*: *Man* wartet ab, *man* hält sich zurück, *man* beobachtet den anderen und *man* hofft, dass *man* zu dem kommt, was *man* gerne möchte.

Eine Geschichte macht das deutlich: Ein Hochzeitsfest sollte gefeiert werden. Alle waren eingeladen. Es sollt ein großes Fest werden, bei dem jeder sich wohlfühlen konnte. Wer kam, sollte einen Beitrag geben, damit es ein fröhliches und reiches Fest werden konnte – zum Beispiel eine Flasche Wein. Damit aber niemand beschämt wurde – wie viel und was er brachte –, sollte jeder mitbringen, was ihm möglich war. An der Tür zum Festsaal sollte ein Fass aufgestellt werden, in das jeder seinen Beitrag hineinschüttete. Aus diesem Fass sollte dann an alle ausgeteilt werden. So war es geplant.

Als aber das Fest begann und die ersten Krüge aus dem Fass gefüllt wurden, ging ein Raunen durch die Festgesellschaft. In den Glaskrügen befand sich nur reines Wasser. Jeder der Gäste

hatte offensichtlich gedacht: Mein Schluck Wasser schadet dem Ganzen nicht, fällt nicht auf. Aber weil jeder so gedacht hatte und alle nur von den anderen profitieren wollten, fiel das Fest aus.

## **Die anderen**

Das selbstbezogene Ich versteckt sich im Wir, hofft auf die *anderen*, bleibt unauffällig. Nicht Ich bringe mich ein, sondern die *anderen*, sollen etwas tun. Die *anderen* – wer sind sie? Oft sind es die stärksten in einer Gemeinschaft, sind es die, die gern Verantwortung übernehmen. Aber genauso oft sind sie mit dieser Aufgabe überfordert, weil sie allein den Karren ziehen. Sie übernehmen Verantwortung für das Ganze – und vor allem: für die, die sich passiv im Hintergrund halten. Nur manchmal tauchen die „Hintergründer“ aus der Versenkung auf und machen denen Vorwürfe, die die Arbeit tun: Ihr müsst es anders machen! Ihr habt nicht alle im Blick! Ihr wollt euch ja nur profilieren und wichtig machen! Und nicht selten sind diese Vorwürfe auch berechtigt. Aber das Problem sind genauso die, die sich aus allem heraushalten. Sie geben den anderen den Raum, sich zu verwirklichen. Wer in den Hintergrund tritt und so tut, als wäre er nicht da, muss sich nicht wundern, wenn die anderen das Ruder übernehmen und das Boot in ihre Richtung steuern.

Manchmal sind die *anderen* aber auch die, die aus purer Barmherzigkeit die Last des *Wir*s auf sich nehmen. Es gibt ja niemand sonst, also müssen wir die Gemeinschaft tragen. Aber sie brechen darunter schier zusammen.

## **Gott**

Da bietet sich ein Ausweg an: Das fromme *Ich* wendet sich an Gott und bleibt weiterhin passiv im Hintergrund: Gott muss es richten! Es wird gebetet: „Lieber Vater im Himmel, mach' dass sich in unserer Gemeinschaft etwas verändert. Rühre unsere Herzen an, dass wir mitleidiger miteinander umgehen. Öffne uns die Augen für die Not des anderen...“ Nun ist Gott ist am Zug. Entweder er tut es und es verändert sich etwas in der Gemeinde, oder er tut es nicht – dann können wir auch nichts machen. Gott bekommt die Verantwortung, der Einzelne ist fein heraus. Ich könnte mir vorstellen, dass Gott auf solche Gebet folgendermaßen antwortet: „ Schon lange rühre ich dein Herz an, spürst du es nicht? Du musst deine Augen aufmachen, dann siehst du die Not der Menschen in deiner Nähe. Ich schaffe Veränderung – mit dir zusammen. Du musst bereit sein deinen Schritt zu tun, dann werde ich dir helfen!“

## **Ich**

Die Initiative muss also von uns ausgehen. *Wir* müssen den ersten Schritt tun. Das ist die Entscheidung von jedem Einzelnen ganz persönlich. *Jeder* muss bereit sein, sein *Ich*, seine Möglichkeiten zu geben – dann gibt Gott das Seine dazu: Jetzt sind wir schon wieder beim *Wir, Uns, Jeder*. Der Kreislauf beginnt von neuem. Wie kann er durchbrochen werden?

Ich denke, wir verstehen schon: Das *Ich* ist gefordert, einen Schritt zu gehen, sich einzubringen. Dann heißt es: *Ich* muss den ersten Schritt gehen. *Ich* will die Initiative ergreifen. *Ich* gebe, was ich geben kann. *Ich* arbeite daran, mich zu ändern. *Ich* übernehme Verantwortung – für mich selbst und für die Gemeinschaft. *Ich* bringe mich ein.

Jetzt sind wir wieder beim *Ich* angelangt, bei mir selbst. Bei allen Veränderungsprozessen in der Gemeinschaft zeigt sich: Es verändert sich nichts, wenn *ich* mich nicht verändere. Ich kann mich nicht mehr verstecken. Ich muss mich zeigen. Ich muss „*Ich*“ sagen. Auf mich kommt es an, dass etwas geschieht. Alle Umgangsregeln, die wir miteinander erarbeiten, alle Vorhaben und Ziele in der Gemeinschaft, alle guten Absichtserklärungen bringen nichts, wenn nicht mein eigenes *Ich* davor steht:

*Ich* will mich bemühen, anders mit den Mitgliedern unserer Gemeinschaft umzugehen.

*Ich* bin gefragt, also gebe ich auch Antwort – auch auf die Gefahr, dass es Gegenmeinungen und Widerstände gibt und wir uns einigen müssen, weil wir unterschiedlich sind.

*Ich* sage, wie ich es mir vorstellen könnte, höre aber auch auf den anderen und bin bereit, nachzugeben, wenn sein Vorschlag besser ist als meiner.

*Ich* bin bereit Kompromisse zu schließen und *ich* bin auch bereit, mich einer Mehrheit unterzuordnen, wenn ich sehe, dass wir nur auf diese Weise weiterkommen.

*Ich* tue alles, was ich kann, damit das *Wir* gelingt.

Buchhinweis:

Johannes Stockmayer, Wann, wenn nicht wir – Warum es an der Zeit ist mit dem Bau der Arche Noah zu beginnen. Concepcion Seidel

In diesem Buch geht es um die Schritte vom *Ich* zum *Wir*.

## Wahrhaftige Gemeinde sein

Es geht um das Leben! Verunsicherte Menschen ohne einen Ort, wo sie wirklich sicher sein können, haben das Gefühl, dass sie um ihr Überleben kämpfen müssen. Im Wurzelgrund der Eskalation lauert die Angst, alles zu verlieren. Wo aber die Angst mitspielt wird der Kampf leicht panisch unkontrolliert, unreal, nicht rational. Man schlägt blind um sich und ist für keine Argumente zugänglich. Wenn Angst der Gegner ist, hilft es nichts, an die Vernunft zu appellieren oder den Druck zu erhöhen. Druck verstärkt die Abwehr, sorgt für eine unberechenbare Eskalation.

Die einzige Möglichkeit, um hier wieder einen normalen Handlungsspielraum zu bekommen ist, den Druck zu verringern. Das bedeutet: Verständnis zeigen, beruhigen, bestätigen, einen Raum der Sicherheit schaffen. Es muss alles unternommen werden, um die Angst zu minimieren!

Gegen die Angst muss das „Ja“ gestellt werden, denn in ihr meldet sich ein grundsätzliches „Nein“ in bedrohlicher Weise. Und Gemeinden sind doch Orte, an denen das „Ja“ Gottes in großartiger Weise dem Menschen begegnet: Gott nimmt den Menschen an, wie er ist. Er kennt ihn durch und durch und lehnt ihn trotzdem nicht ab. Er kennt die tiefsten Bedürfnisse und gibt sich selbst, um sie zu stillen.

Deshalb können Gemeinden Orte der Sicherheit und der Ruhe sein, wo sich Menschen gegenseitig akzeptieren und annehmen. Die Bibel verknüpft die soziale Eben der Beziehungen mit der Beziehung zu Gott. In der Bibel steht: „Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann nicht Gott lieben, den er nicht sieht.“ (1. Johannes 4, 20)

Und Martin Buber sagt: „Die Tür zu Gott und die Tür zu unseren Mitmenschen gehen gemeinsam auf und zu.“

Das bedeutet: Die Gemeinde ist der Ort, wo auch der angenommen und wertgeschätzt wird, der ganz anders denkt als ich. Man lässt sich stehen und sieht sich gegenseitig als Kind Gottes auf einer Ebene. Liebevoller Verhalten bedeutet letztlich, alles zu tun, was dem Nächsten dient. Er soll nicht geängstigt und verunsichert werden, sondern Sicherheit und Zuwendung erfahren. Das Vertrauen zu Gott äußert sich im Zutrauen zum Mitchristen: ich traue ihm das Beste zu, unterstelle ihm nur Gutes und rede mit Hochachtung von ihm – auch wenn er anders denkt und glaubt als ich.

Das schafft einen Raum, in dem über Ängste geredet werden kann. Und wo gibt es sonst eine Möglichkeit, einmal alle Rüstungen abzulegen und schonungslos offen zu sein als in der Gemeinde?

Wir müssen lernen, über unsere tiefen Bedürfnisse, Sehnsüchte und Wünsche zu reden (statt sie kämpferisch einzufordern). Wir müssen lernen einander zuzuhören und das Gehörte stehen zu lassen. Wir müssen uns bemühen, einander zu verstehen: Warum bist du so? Was hat dich geprägt? Was ist dir wichtig? Was ist für dich wertvoll?

Wir müssen es schaffen, über die Ängste zu reden, sonst bestimmen sie unterschwellig unser Verhalten und äußern sich in subtiler Gewalt. Und die Angst hat viele Gesichter:

Angst vor Veränderung, Angst vor Nähe, Angst abgelehnt zu werden, Angst nicht gesehen zu werden, Angst vor Vereinnahmung, Angst vor Überforderung, Angst es Gott nicht recht zu machen, Angst vor Verunsicherung, Angst ganz allein und von allen guten Geistern verlassen zu sein.

Schauen wir der Angst ins Gesicht, verliert sie ihre Bedrohung, teilen wir sie mit anderen, statt sie zu verstecken, bekommen wir die Kraft sie zu überwinden. Erst wenn wir aus lauter Angst vor der Angst alles tun, um ihr nicht begegnen zu müssen, brauchen wir Orte äußerer Sicherheit und bauen dann Mauern, die uns letztlich vom Mitmenschen abtrennen und einsam erden lassen – was die Angst nur noch verstärkt. Und aufgrund dieser Angst vor der Angst verteidigen wir die Mauern, verfestigen wir die eigene Einsamkeit und wehren wir jeden ab, der uns zu nahe kommt.

### **Praxis: Erwartungen an die Gemeinschaft**

*Axel ist ein eifriges Mitglied seines Hauskreises. Er nimmt diesen wöchentlichen Termin sehr ernst. Da er als Single lebt, ist die Gemeinschaft in diesem Kreis der Ort, wo er auftanken kann und auch mit seinen Gaben, Ideen und unzähligen Späßen „vorkommt“. Sein wichtigstes Anliegen ist, dass die Gemeinschaft im Hauskreis stimmt. Er legt großen Wert darauf, dass man sich auch außerhalb des Hauskreisabends trifft. An den Wochenenden organisiert er Unternehmungen, lädt zu Grillfesten in seinen Garten ein und setzt sich dafür ein, dass die einzelnen Geburtstage ausgiebig gefeiert werden. Überhaupt nutzt er jeden Grund, um ein Fest anzuregen.*

*Er sagt: „Wo die Gemeinschaft stimmt, stimmt auch alles andere!“ Dabei ist aber nicht klar, was er mit „dem anderen“ meint, für ihn scheint es nur das Eine – die vertraute Nähe zueinander – zu geben. Mit der Zeit geht er damit den anderen Hauskreisteilnehmern auf die Nerven. Sie haben noch andere Termine oder familiäre Verpflichtungen oder einfach nicht im gleichen Maß das Bedürfnis nach intensiver Gemeinschaft. Immer öfter kassiert Axel bei seinen Vorschlägen einen „Korb“. Zunächst werden andere Verpflichtungen vorgeschoben, nachdem er aber beharrlich seine Einladungen wiederholt, gibt man ihm deutlich zu verstehen, dass er sich nicht aufdrängen soll. Nicht jeder in diesem Kreis hätte das gleiche starke Bedürfnis nach Gemeinschaft und Nähe. Er soll jedem seine Freiheit lassen und nicht seine Bedürfnisse zum Maß für die ganze Gruppe machen. Darauf hin zieht er sich beleidigt zurück, ist enttäuscht und frustriert. Er sagt: „Wie können wir Christen sein, wenn wir keine Gemeinschaft miteinander haben? Zum Glauben gehört doch Bruderschaft dazu! Im Hauskreis müssen wir doch zusammengehören, wie es Geschwister tun!“*

*Fragen:*

*Welche Bedürfnisse sind hier mit im Spiel?*

*Welche Ängste zeigen sich?*

*Was ist nötig, damit dieser Hauskreis auch weiterhin in guter Weise zusammenbleiben kann?*



## Die Kirche der Zukunft

Ich besuche die Kirche der Zukunft. Sie liegt in einer mittelgroßen Stadt in Süddeutschland. Die Einfallstraße mündet in einem großen Parkplatz. Die meisten Städte halten nach dem großen Klimaschock Mitte der zwanziger Jahre ihre Zentren autofrei. Mit meiner Parkkarte besteige ich den Shuttlebus, der alle zehn Minuten in die Innenstadt fährt. Dort gibt es Verbindungen in alle Stadtteile. Nur mit Sonderberechtigung und nach Bezahlung einer erheblichen Gebühr kann die Innenstadt mit dem Auto befahren werden.

Die „Kirche der Zukunft“ liegt nicht weit vom zentralen Busbahnhof. Alle Gemeinden dieser Stadt haben ihre Kirchen und Gemeindehäuser verkauft und gemeinsam das Landratsamt erworben. Das war freigeworden, weil sich die Verwaltung aufgrund der geringeren Steuereinnahmen in größeren regionalen Einheiten zusammengeschlossen hatte. Außerdem war durch die Nutzung des Internets sowieso kaum noch Kundenverkehr nötig. Nach einem längeren Umbau haben die unterschiedlichen Gemeinden das große Verwaltungsgebäude 2032 bezogen.

Der Eingang ist freundlich und hell, die Glastüren stehen offen. Ich trete in ein großes Foyer und werde gleich von einer jungen Frau mit einem gelben Schal und einem Namensschild am Revers begrüßt: „Guten Tag, herzlich willkommen. Kann ich Ihnen helfen?“ Ich erkläre, dass ich einen Termin mit verschiedenen Pastoren habe. Sie schaut in ihrem elektronischen Tablett nach und nickt. „Da haben wir noch einen kleinen Moment Zeit, darf ich Ihnen so lange einen Kaffee servieren?“ Ich stimme zu und werde in eine kleine Lounge gebeten. Die Kaffeemaschine surrt und belebender Duft steigt mir in die Nase. Die junge Frau setzt sich zu mir.

„Sie wollen unser Haus der Kirche besichtigen. Da kann ich Ihnen gleich eine kurze Einführung geben, denn das gehört zu unseren Aufgaben. Ich mit Mitglied des Begrüßungsteams. Wir sind dafür zuständig, dass jeder, der hierherkommt sich wohlfühlt und den Ort findet, den er sucht. Denn in diesem Haus gibt es viele Wohnungen.“ Die junge Frau lacht. Jetzt fallen mir auch weitere Menschen mit einem gelben Halstuch auf. „Wir sind für alle Eventualitäten vorbereitet.“

„Dieses Haus ist die Kirche für alle Gemeinden an diesem Ort?“, frage ich. „So kann man es nennen“, antwortet meine Gesprächspartnerin. „Als das Geld immer knapper wurde, waren die Gemeinden bereit, ihr Eigenleben aufzugeben.“ Wieder lachte sie. „Obwohl, das war schon ein längerer Prozess, bis alle überzeugt waren, dass dieser Schritt der richtige ist.“ „Haben alle mitgemacht?“, hake ich zweifelnd nach. Als Gemeindeberater weiß ich, wie sich einzelne Gemeinden selbstbewusst und stark an ihre Individualität klammern können. „Nein“, sie schüttelt den Kopf, „für die Landeskirchliche Gemeinde war es ein harter Schritt. Sie musste schließlich ihre historische Kirche aufgeben. Aber als es klar wurde, dass sie durch den starken Anstieg der Heizkosten nicht mehr zu unterhalten war, willigten zuerst die Verantwortlichen und dann auch die Gemeindeglieder ein. Sie verkaufte die Kirche an die Stadt, die daraus einen Konzertsaal machte. Für bestimmte Festgottesdienste wie Weihnachten, Konfirmation und Ostern kann die evangelische Gemeinde die Kirche heute

mieten und dort besondere Gottesdienste durchführen. Sie hat also eigentlich nichts verloren. Aber auch die kleineren Gemeinden haben von dem Umzug eigentlich nur profitiert. Die freie evangelische Gemeinde hatte zwar damals gerade ein neues Gemeindehaus am Stadtrand gebaut, aber da genau zum Zeitpunkt der Fertigstellung der Individualverkehr wegen der ins Unermessliche gestiegenen Benzinkosten zusammenbrach, konnten nur noch wenige Gemeindeglieder dorthin kommen. Sie waren letztlich ganz froh, dass sie hier zentrumsnah und gut erreichbar geworden sind. Außerdem konnten sie ihr Gemeindehaus gut an eine soziale Einrichtung verkaufen, die daraus ein Pflegeheim für demenzkranke Menschen machte.“

Die junge Frau überlegt einen Moment. „Was hatten sie gefragt? Ja, nicht mit hier hergezogen ist die Brüdergemeinde, was wir sehr bedauerten. Sie war einmal durch den Zuzug von Aussiedlern die größte Gemeinde am Ort gewesen und hatte sich von den anderen Gemeinden isoliert. Heute ist sie nur noch eine kleine Gruppe, viele Jüngere der nächsten Generation haben diese Gemeinde verlassen, sie war zu starr geworden. Aber sie kann auch heute noch jederzeit zu uns kommen. Wir haben noch Platz. Die Adventistengemeinde ist die letzte Gemeinde, die vor drei Jahren hier eingezogen ist. Aber unser Haus trägt immer noch Zuwachs.“

„Und die katholische Gemeinde?“ „Die katholische Gemeinde befindet sich ebenfalls nicht unter unserem Dach. Aber nicht aus dem Grund, dass sie hier nicht mitmachen wollte. Sie legt Wert auf ihr Kirchengebäude und hat genug Gemeindeglieder, um es zu unterhalten. Durch den enormen Zuzug von Menschen aus Afrika und Asien nach Deutschland hat diese Gemeinde ihr ganz eigenes interkulturelles Gepräge mit Gottesdiensten in vielen Sprachen – an manchen Sonntagen finden sie nonstop statt.“

„Aber nun haben wir genug geredet. Ich führe Sie in unserer Besprechungszimmer.“ Die junge Frau leitet mich durch lange Korridore. „Das ist etwas verwirrend hier. Wir haben es mit Hinweisschildern versucht, aber besser ist die persönliche Begleitung. Das ist unser Job.“ Sie verabschiedet sich von mir vor einer Tür mit der Aufschrift *Besprechung* „belegt“, nachdem sie angeklopft und mir geöffnet hat.

In dem gemütlichen Raum mit einladenden Polstermöbeln treffe ich auf den evangelischen Pfarrer und den methodistischen und den baptistischen Pastor. „Die Kollegin aus der freien evangelischen Gemeinde lässt sich entschuldigen, sie hat gerade einen Notfalleinsatz“, wird mir erklärt. „und die Pastoren der kleineren freien Gemeinden sind nicht in der Lage zu kommen, da sie ihren Pastorendienst nur ehrenamtlich oder teilzeitlich ausfüllen, sie sind also noch anderweitig berufstätig – und deshalb sehr knapp mit ihrer Zeit. Insgesamt beherbergen wir neun Gemeinden hier in diesem Haus der Kirche.“

Ich werde gebeten Platz zu nehmen. Etwas unhöflich platze ich gleich mit meiner ersten Frage heraus: „Kommen Sie denn gut miteinander aus? So viele unterschiedliche Prägungen, Traditionen und Schwerpunkte unter einem Dach – geht das?“ Die Pastoren lachen fröhlich. „Wir hatten früher, bevor wir hier zusammenzogen, mehr Konflikte in unseren eigenen Reihen. Wir waren einfach viel zu sehr auf uns selbst fixiert, kümmerten uns zu stark um

unser Eigenleben. Das war nicht gut. Da gab es öfters Reibereien. Heute belebt die Konkurrenz das Geschäft“, erklärt mir der baptistische Pastor grinsend, „wer Zoff hat bei der einen Gemeinde geht zur anderen – und kommt dann bald wieder zurück.“ Auch diese Bemerkung wird von der Pastorenrunde mit fröhlichen Lachen quittiert. Offensichtlich verstehen sich die Pastoren gut und haben keine Vorbehalte gegeneinander.

„Im ernst“, erklärte mir der landeskirchliche Pfarrer, als er meine Unsicherheit bemerkt, „Sie werden es gleich selber feststellen, wenn wir Ihnen das Haus zeigen, dass das Miteinander viel leichter ist, als man es sich von außen vorstellt. Jede Gemeinde hat nach wie vor ihre Eigenheit und ihre Schwerpunkt. Aber jeder profitiert vom anderen. Wir ergänzen uns. Und das ist ein Gewinn für jedes unserer Gemeindeglieder. Wir haben die gemeinsame Identität als Christen. Wir sind herausgefordert das zu präsentieren. Wir haben keine Zeit und Kraft für kleinliche Streitereien. Außerdem haben wir ein hauseigenes Konflikt- und Krisenmanagement, das sofort eingreift, wenn etwas schief geht.“

„Wir arbeiten zusammen, darauf kommt es an. Unser großer Veranstaltungsraum zum Beispiel kann von jeder Gemeinde genutzt werden. So ist jeden Abend dort was los und die Gemeindeglieder aller Gemeinde kennen das Angebot und können kommen, wenn sie etwas interessiert. Das Programm ist dadurch sehr breit. Wir führen zum Beispiel gerade eine Vortragsreihe zum Thema „Umgang mit den zu Ende gehenden Ressourcen durch“, erklärte mir der methodistische Pastor. „Wir haben die Verantwortung, aber stoßen auf eine sehr guter Resonanz in allen Gemeinden.“

„Dann haben wir noch einige Schulungsräume“, ergänzte der baptistische Pastor, „hier findet gerade unser Taufkurs statt, die freie evangelische Gemeinde führt einen Glaubenskurs durch und die freie evangelische Versammlung gibt eine intensive Einführung in die Paulusbriefe. Auch hier haben wir ein breites Angebot, für jeden ist etwas dabei.“

„Aber weiß dann jeder, zu welcher Gemeinde er gehört?“, wende ich ein, „ergibt das nicht ein großes Durcheinander?“

„Jeder gehört zu der Gemeinde, deren Gottesdienst er besucht. Andere strukturelle Verbindlichkeiten gibt es so gut wie nicht mehr. Schon 2010 besuchten viele Christen einfach die Gemeinden, deren Gottesdienste ihnen entsprachen. Die eigentliche Mitgliedschaft und Zugehörigkeit spielte bereits damals keine Rolle mehr. Erst recht, nachdem 2020 die Kirchensteuer abgeschafft wurde, mussten wir umdenken“, antwortet mir der evangelische Pfarrer sehr bestimmt.

„Aber wie organisieren Sie sich? Das ist eine Frage, die mich als Gemeindeberater interessiert.“

„Ja, natürlich. Jede Gemeinde hat einen Freundeskreis, zu dem jeder gehören kann – manche sind Mitglieder von mehreren Freundeskreisen. Aus diesem Kreis werden Vertrauensleute gewählt, die die Schwerpunkte und Ziele der Gemeinde in einem gemeinsamen Prozess mit Pfarrer oder Pastor und der Gemeinde festlegen. Jede Gemeinde bestimmt darüber hinaus drei Delegierte für die Hausleitung. In diesem Gremium wird alles besprochen, was die gemeinsame Nutzung des Hauses betrifft. Eigentümer des Hauses sind

alle Gemeinden gemeinsam. Das ist genauso wie bei einer Wohnanlage mit unterschiedlichen Eigentümern.“

Inzwischen ist die Pastorin der Freien evangelischen Gemeinde hereingestürmt. „Das war ein blöder Einsatz. Wieder sollten Flüchtlinge abgeschoben werden. Sie sind jetzt bei uns in unseren Räumen. Es ist gar nicht einmal klar woher sie eigentlich kommen, wohin will man sie dann wieder loswerden?. Seitdem die Elendsgebiete in dieser Welt zunehmen, überschwemmt uns das Flüchtlingsproblem. Wir sollten einmal eine Konferenz aller Gemeinden zu diesem Thema machen.“

Da sie wohl die letzten Sätze ihres landeskirchlichen Kollegen gehört hatte, ergänzt sie zu mir gewandt: „Strukturen spielen heute keine große Rolle mehr. Wir reden miteinander. Wie sind beieinander. Wir versuchen einander zu verstehen. Nach den langwierigen und oft doch ergebnislosen strukturellen Diskussionen um die besten Formen und das idealste Gemeindekonzept noch vor zwanzig Jahren, sind wir heute in eine Phase der direkten Kommunikation eingetreten. Alles wird sehr kurzfristig entschieden. Alles ist nur vorläufig. Wir sind beständig miteinander in Bewegung und permanent im Wandel.“

Die Kollegen applaudieren. „Gut gesprochen“, bestätigte der methodistische Pastor. „Die Probleme unserer Zeit sind so groß, dass wir keine Zeit mehr mit uns selbst verlieren dürfen. Wir müssen uns um die Menschen kümmern. Es geht um Lösungen nicht um Probleme, wir müssen uns denen zuwenden, die uns wirklich brauchen, nicht die Zeit verträdeln mit Dingen, die niemand wirklich interessieren und die unser Leben als Gemeinde nur noch schwieriger machen.“ Er blickt auf die Uhr.

„Kommen Sie, ich zeige Ihnen das Haus“, der baptistische Pastor nimmt mich am Arm.

Wir beginnen unseren Rundgang unten im Keller. „Hier war ehemals die riesige Registratur der Verwaltung. Sie sehen die schweren Metalltüren. Sie sind ideal für unsere Jugendgruppen, hier können sie toben.“ Er öffnet eine Tür und ich blicke in einen Bandprobenraum. „Die anderen Räume hier unten sind genauso“, erklärt er. „Und wo treffen sich die Jugendlichen?“ frage ich erstaunt. Mir sind noch die alten Jugendräume mit Sofasitzecke und Tresen vertraut. „Unsere Jugend hat eine Jugendkirche gegründet. Die trifft sich nicht hier, sondern irgendwo draußen: in der Eislaufhalle, in den Szenekneipen, auf der Straße in den Schulen. Auch ihre Gottesdienste feiern sie dort. Sie sind ganz anders Gemeinde als wir bisher. Sie brauchen keine eigenen Räume, sie nutzen alles, was möglich ist – zum Beispiel auch den Schulungsraum einer Fahrschule.“

Die ehemalige Tiefgarage des Landratsamtes ist zu einer Sportanlage mit Basketballfeldern, Tennisareal, Handballbereich umgebaut. Aus einer mit Glaswänden abgetrennten Ecke ertönt Kindergeschrei. „Das ist unser kleines Schwimmbad. Das haben wir Baptisten eingerichtet. Inzwischen wird es gern auch von allen anderen Gemeinden als Taufbecken genutzt. Und wenn nicht, haben die Kinder hier ihren Spaß.“ Er macht einen sehr zufrieden Eindruck.

Wir kommen in einen großen Raum, er ist wie eine Kirche eingerichtet. „Das ist der Gottesdienstraum der landeskirchlichen Gemeinde“, erklärte mein Begleiter. „Sie wollte

einen mehr sakralen Raum mit Altar, Kreuz Kerzen – und sogar mit einer Orgel. Inzwischen wird dieser Raum auch gern von anderen Gemeinden, sogar von der freien evangelischen Versammlung genutzt, die eigentlich gar keine liturgische Tradition haben. Dieser Raum war früher die Kantine der Mitarbeiter im Landratsamt. Hier nebenan, war der Raucherbereich. Hier ist nun eine kleine Kapelle für Andachten, Taizé-Gebete oder Stundengebete. Es kommt ganz darauf an, ob sich Gemeindeglieder zu einer Initiative zusammenfinden. Das machen nicht mehr unsere Pastoren.“ In unmittelbarer Nähe sehe ich eine Tür mit der Aufschrift „Gebetsraum“. „Hier hat sich die landeskirchliche Gemeinschaft eingerichtet. Sie sind zuständig für einen 24-Stunden-Gebetsdienst und kümmern sich um die weltweite Mission. Sie halten den Kontakt zu Missionaren im Ausland“, wird mir erklärt.

In einem weiteren Flur ist ein großer offener Bereich. „Hier war früher die Auto-Zulassungsstelle. Aber heute werden ja kaum noch Neuwagen angemeldet und wenn, läuft das über die jeweiligen Autohäuser. Hier hat nun die Freie evangelische Gemeinde ihren Gottesdienstraum.“ Ich sehe eine Bühne, Schweinwerfer und Stühle, die in kleinen Gruppen zusammen gestellt sind. Ich kann mir vorstellen, dass hier fröhliche, kreative Gottesdienste gefeiert werden.

„Jeder hat eben seinen eigenen Stil“, nickte der Pastor, „aber den Glauben haben wir gemeinsam. Genauso haben wir im Haus auch drei unterschiedliche Chöre: einer singt klassische Motetten, der andere Lobpreismusik und der dritte Gospel. Auch hier sind Mitglieder der unterschiedlichen Gemeinden dabei. Sie singen dann immer wieder in einer anderen Gemeinde – oder gestalten ein Konzert hier im Haus oder außerhalb.“

Wir kommen in die Etage der methodistischen Gemeinde. Hier herrscht das Chaos. Alles liegt voll mit Gepäck und mit Menschen unterschiedlicher Nationalitäten. „Ah, unsere neue Flüchtlingsgruppe. Es kann sein, dass Menschen hier einige Wochen wohnen, bis es klar ist, was mit ihnen wird.“ Wir werden sofort in den Trubel mit einbezogen und in verschiedenen Sprachen angesprochen. „Ja, so geht es hier auch zu: fromm, feierlich, fröhlich und manchmal sehr laut!“, lacht er. „Sie müssten mal mitbekommen, wie es in unserer Kleiderkammer zugeht, wenn Bedürftige dort nach neuen Anzihsachen suchen, oder in unserem Tafelladen. Immer wieder führen wir auch Armenspeisungen durch – da werden dann die Sportanlagen in der Tiefgarage zweckentfremdet. Da ist dann was los, da brauchen wir alle Gemeindeglieder zur Mitarbeit. Einmal in der Woche öffnen wir unsere Duschräume beim Schwimmbad für Obdachlose. Die Armen in unserer Gesellschaft haben durch die hohe Arbeitslosenquote und die soziale Ungerechtigkeit frapierend zugenommen.“ Der Pastor macht ein bekümmertes Gesicht. „Hier sind wir als Christen herausgefordert.“

Ich traue mir fast nicht die nächste Frage zu stellen. Aber sie brennt mir auf der Seele: „Und Evangelisation? Evangelisieren die Gemeinden hier?“ Der Pastor stutzt und zögert, als hätte er sich diese Frage noch gar nie überlegt. „Wissen Sie, zu uns kommen so viele Menschen mit ganz konkreten Anliegen. Wir brauchen keine speziellen Missionsveranstaltungen. Die Menschen in unserer Stadt wissen, dass hier die Christen sind. Sie kommen mit ihren Fragen,

Zweifeln, Sorgen, Problemen und ihren Notlagen. Wir haben alle Hände voll zu tun, sie zu versorgen. Unser Haus der Kirche ist rund um die Uhr geöffnet – ja auch nachts. Der soziale Dienst ist in ständiger Bereitschaft, immer ist jemand hier, der seelsorgerlichen Rat geben könnte, unsere Notquartiere sind oft belegt. Wer dringend eine Beichte ablegen möchte, findet zu jeder Stunde ein offenes Ohr. Wir haben hier spezielle Räume dafür geschaffen, die gut frequentiert sind. Das wird alles mit vielen Helfern und freiwilligen Mitarbeitern geleistet. Für den Seelsorgebereich sind vor allem wir Baptisten zuständig. Aber ständig hat auch einer von uns Pastoren hier Bereitschaft. Es ist einfach ein Vorteil, dass wir zusammen wohnen und uns abwechseln können. Unsere Vorträge und Seminare ziehen viele Menschen an, die einen gut fundierten Rat oder ehrliche Informationen suchen. Wenn wir am Sonntag quer durchs Haus in allen Stockwerken Gottesdienste feiern, kommen viele Menschen einfach herein, um zu sehen, was die Christen hier machen. Wer sich intensiver für den christlichen Glauben interessiert, nimmt ganz einfach an einem Glaubenskurs teil.“

Der Pastor schüttelt den Kopf. „Nein, wir erreichen heute viel mehr Menschen als früher, wo jede Gemeinde für sich eher mühsam und gewollt eine evangelistische Veranstaltung durchführte.“

Wir sind einfach als Haus der Christen bekannt. Wir sind, so wie wir sind. Wir machen nichts Besonderes. Aber wir machen es miteinander. Jeder bringt sich mit dem ein, was er hat.

Niemand muss eine besondere, große, attraktive Gemeinde sein, nach beeindruckenden Vorbildern oder aufgrund spezieller Gemeindemodelle. Wir können auch ganz einfach, ganz klein und ganz arm sei. Das überzeugt.“

Inzwischen sind wir wieder im großen Foyer angelangt. „Wir haben noch nicht alles gesehen, es gibt noch einiges, was im Hintergrund läuft: zum Beispiel der Technikraum, wo die Predigten und Vorträge kopiert werden oder wo dafür gesorgt wird, dass alle Gottesdienste in den Mutter-Vater-Kind-Raum übertragen werden. Oder unsere Kommunikationszentrale mit den Mitarbeitern, die dafür sorgen, dass alle wichtigen Informationen bei jedem ankommen. Hier in dieser Ecke befinden sich zum Beispiel unsere Pin-Wände, wo jeder Fragen, Anregungen, Impulse oder wichtige Themen und Termine notieren kann. Hier schlägt das gemeinsame Herz unseres Hauses.“

Wir wollen uns gerade verabschieden, da winkt mich der landeskirchliche Pfarrer, der offensichtlich auf mich gewartet hat noch zu sich. „Hier, das wird Sie bestimmt interessieren. Er öffnet mir einen weiteren Raum. Ich trete in eine große Bücherei. „Wir haben die wichtige theologische und geistliche Literatur zusammengetragen. Es muss ja nicht jeder alle Bücher haben. Ich habe meine schöne pfarrherrliche Studierstube aufgelöst und habe nun Zugriff zu viel mehr interessanten Büchern als früher. Wenn ich etwas studieren will, dann mache ich es hier, da bin ich dem Leben viel näher. Seither sind meine Predigten wirklichkeitsnaher und praktischer. Er lacht befreit und herzlich.“

Ich bin beeindruckt und habe eine Ahnung wie es gehen könnte. Warum erst in der Zukunft? Ich habe die Kirche der Zukunft kennengelernt, eine sehr lebendige Kirche, eine Kirche, die dem Leben nahe ist und Lebendigkeit ausstrahlt inmitten einer Welt, die dem Ende entgegen geht.

## Die schweigende Mehrheit der Gemeinde zum Sprechen bringen

*Frage: Ich war Mitglied des Gemeindevorstandes, nun stehen Wahlen an. Soll ich mich wieder aufstellen lassen?*

Diese Frage ist nicht so einfach mit ja oder nein zu beantworten. Ich treffe mich mit der Fragestellerin zu einem ausführlichen Gespräch.

„Lässt Ihre Unsicherheit, wieder zu kandidieren, darauf schließen, dass Sie sich in der letzten Amtsperiode nicht wohl gefühlt haben?“

„Ich bin vor sechs Jahren, als ich überraschend gewählt wurde, sehr motiviert eingestiegen. Ich hatte eigentlich keine sehr starke Verbindung zu unserer Gemeinde, ich habe mich aufstellen lassen, weil mich unser Pfarrer gefragt hat. Offensichtlich hatte er noch nicht genügend Kandidaten, vor allem Kandidatinnen.“

„Wussten Sie, was es bedeutet, Mitglied des Kirchenvorstandes zu sein?“

„Nein, das war mir nicht klar. Aber meine Motivation für meine Tätigkeit in diesem Gremium war: Ich wollte eine Stimme all derer sein, die sonst nicht gehört würden. Ich wollte eine Vertreterin derer sein, die sonst die schweigende Mehrheit sind.“

„Ist Ihnen das gelungen?“

„Nein – oder nur teilweise. Es ging um viele Fragen, die mich überforderten, bei vielen Details kannte ich mich nicht aus. Bis ich mir meinen Standpunkt überlegt habe, waren wir schon beim nächsten Punkt auf der Tagesordnung. Andere waren einfach schneller als ich. Dann gab es noch ein paar alte Hasen mit viel Erfahrung, weil sie schon lange Kirchenvorstände waren. Ihnen gegenüber fühlte ich mich immer zweitrangig. So kam es, dass ich doch meistens schwieg.“

„Wie ging es Ihnen dabei?“

„Ich erinnere mich an viele Sitzungen, wo ich spät in der Nacht sehr aufgewühlt und unglücklich heimkam. Ich fühlte mich am falschen Platz und hatte den Eindruck nur ‚Stimmvieh‘ zu sein. Wenn meine Stimme bei einer Abstimmung nötig war, wurde ich freundlich behandelt, aber sonst nicht beachtet. Ich wollte doch eigentlich die Interessen derer vertreten, die auch zu unserer Gemeinde gehörten, ich wollte den andern Standpunkt einnehmen, der doch auch zu unserer Gemeinde gehört. Unsere Gemeinde würde ja sonst einseitig werden und eine bestimmte Schlagseite bekommen. Das habe ich leider nicht geschafft und deshalb kam ich mir nach fast jeder Sitzung mickrig vor. Ich hätte heulen können.“

„Warum überlegen Sie sich dann doch eine neue Kandidatur?“

„Ich will nicht so schnell klein begeben. Wenn ich jetzt aufhöre habe ich das Gefühl, ich hätte gekniffen. Und außerdem: Jetzt habe ich mich eingearbeitet, jetzt bin ich fit und kenne mich aus...“

### **Klärung des eigenen Standpunktes**

Im weiteren Verlauf des Gespräches klärten wir den Standpunkt der Frau: Was ist die entscheidende Motivation für eine erneute Kandidatur? Aus welchen Gründen lohnt es sich, noch einmal anstrengenden und frustrierenden Sitzungsabenden auszusetzen?

Meine Gesprächspartnerin wollte der schweigenden Mehrheit der Gemeinde eine Stimme geben – dazu war es nötig, dass dieser anonyme Teil der Gemeinde ein Gesicht bekam: Welche Gemeindeglieder hatte die Frau konkret vor Augen? Dabei wurde ihr deutlich, dass sie vor allem an die Frauen dachte, die zu wenig in ihrer Gemeinde vorkamen. Nun war es schon konkreter, für wen sie sprechen wollte. Nun konnten wir uns überlegen, welche Interessen sie vertreten wollte. Schnell hatten wir einige Problembereiche, die ihr auf dem Herzen lagen notiert: Angebote für Singles, Hilfestellung für alleinerziehende Frauen, und Unterstützung von Frauen, die ihre Angehörigen zu pflegen hatten. Daraus konnten wir konkrete Maßnahmen entwickeln: Ein Treff für alleinstehende Frauen am Sonntagnachmittag, eine Krabbelstube für Mütter, die einmal ohne ihre Kinder einkaufen wollten und eine Gruppe für pflegende Angehörige. Das waren die konkreten Anliegen, die sie im Gemeindevorstand einbringen wollte. Nun hatte sie ein Ziel, nun wusste sie genauer, was sie wollte. Das war eine wichtige Grundlage für eine effektive Mitarbeit im Leitungsgremium.

### **Ein zentrales Anliegen der Gemeinde**

Aber das war noch nicht alles. Nun war es nötig, Unterstützer für ihre Vorhaben zu finden. Sie musste die schweigende Mehrheit zum Sprechen bringen – oder doch wenigstens einige andere Frauen finden, die hinter ihr standen. Die Erfahrungen der bisherigen Zeit im Gemeindevorstand hatten ihr gezeigt, dass sie allein nichts erreichte, sie brauchte Verbündete. Wir überlegten uns, wen sie konkret ansprechen und für ihre Sache gewinnen könnte. Dass spontan einige Namen auf der Liste standen ermutigten sie und gaben ihr neues Selbstvertrauen.

Plötzlich kam ihr der Gedanke, diese Problembereiche einmal zum Thema eines Gottesdiensts zu machen. Die Frau wurde ganz eifrig: Ja, sie wollte gern, dass diese Randgruppen der Gemeinde in die Mitte geholt würde, dass ihre Anliegen öffentlich genannt würden und die Gemeinde sich die Sorgen und Nöte zu eigen machte.

Nun waren wir an einem sehr wesentlichen Punkt: Meine Gesprächspartnerin identifizierte sich mit den Problemen eines Teil der Gemeinde und verstand sich gleichzeitig als



Repräsentantin der ganzen Gemeinde. Sie wollte nicht nur als Vertreterin die Probleme Einzelner zur Sprache bringen, sondern als Mitglied der Gemeindeleitung die ganze Gemeinde für diese Anliegen mobilisieren. Dadurch identifizierte sie sich auch mit der ganzen Gemeinde, für die sie ja in umfassender Weise als Mitglied des Gemeindevorstandes verantwortlich war. Sie war nicht mehr am Rand, sondern in der Mitte der Gemeinde – und dieser Standort gab ihr die Möglichkeit für eine weitere Kandidatur.

## **Ehrlich und offen aufeinander zugehen**

**Frage:** *Seit einiger Zeit haben wir in unserer Gemeinde einen neuen Pfarrer. Während anfänglich alle für ihn waren, hat sich nun das Blatt gewendet. Die meisten Gemeindeglieder wären froh, wenn er wieder gehen würde. Wie können wir ihn loswerden?*

### **Die eine Seite**

Da ich den neuen Pfarrer der Gemeinde persönlich kenne, rufe ich ihn an. Schon auf meine Frage: „Na wie geht’s in deiner neuen Gemeinde?“ merke ich, daß auch für ihn die Lage nicht rosig aussieht. Mit stockender Stimme klagt er mir sein Leid: Nach der Scheidung von seiner Frau sei er ohne seine Familie in die Gemeinde gekommen und hatte sich einen neuen Anfang gewünscht. Er sei zunächst ganz begeistert gewesen von der Offenheit, mit der ihm die Gemeindeglieder entgegengekommen seien. Dann hätte er aber den Eindruck gehabt, daß sich die meisten gar nicht für ihn persönlich interessierten, sondern nur froh waren, daß wieder ein Pfarrer da war, der alle Arbeit machen konnte. Die Last des Amtes sei immer drückender geworden und es wäre ihm nichts anderes übrig geblieben, als sich mehr und mehr zurückzuziehen, um nicht „ganz vor die Hunde“ zu gehen. Er würde sich jetzt nur noch auf das Nötigste beschränken und alles an die Gemeindeglieder „zurückdelegieren“.

### **Die andere Seite**

Das klingt nicht gut, ein offenes Gespräch ist dringend notwendig! Aber jede Seite ist bereits so sehr in die eigene Position verbohrt, dass sie die andere gar nicht mehr wahrnehmen kann. Verletzungen und Enttäuschungen haben die Fronten verhärtet.

Für die Gemeindeglieder stellt es sich so dar, dass sich ihr Pfarrer seinen Pflichten entzieht und sich verweigert. Sie hatten ihn vorbehaltlos aufgenommen und erwarten von ihm nun ganzen Einsatz. Sie fragen sich, was ihr Pfarrer eigentlich den ganzen Tag tut. Das bisschen Predigtvorbereitung, die paar Stunden Schul- und Konfirmandenunterricht sind doch keine Überforderung! Sie sind es vom Vorgänger gewöhnt, dass ein Pfarrer alles im Griff hat, sich um alle Belange kümmert und die Gemeinde mitzieht. Ihr Pfarrer ist sogar nicht einmal in der Lage, Besuche zu machen, das müsse nun ganz der Besuchsdienst übernehmen! Von ihrem Pfarrer gehen keine hilfreichen Impulse aus. Dabei muss man doch von jemandem, der Theologie studiert hat, verlangen können, dass er „Leitung“ ausübt!

### **Aufeinander hören**

Um ein Gespräch in Gang zu bringen, plane ich ein Treffen. Der Gemeindevorstand und der Pfarrer sind dazu eingeladen. Beide Parteien sind - wenn auch zögernd - bereit zu diesem Gespräch.

Ich beginne den Abend mit einem kurzen Impulsreferat und spreche über „die Rolle des Pfarrers im Spannungsfeld unterschiedlicher Erwartungen“. Ich kann mich dabei in neutraler Form auf die Seite des Pfarrers stellen - der in dieser Situation meine Unterstützung braucht - und Dinge ansprechen, die zwar die Gemeinde betreffen, aber zunächst allgemein formuliert sind. Anschließend kommen wir ins Gespräch: Klar - heute ist vieles anders, aber früher haben die Pfarrer die vielfältigen Aufgaben ganz gut bewältigt; warum ist das heute nicht mehr so möglich? Jeder muss in seinem Beruf vieles tun, was ihm nicht liegt, und von jedem Arbeitnehmer wird in der gegenwärtigen Lage gefordert, sich überdurchschnittlich einzusetzen.

### **Einander verstehen**

Im Gespräch schwingen versteckte Vorwürfe an den Pfarrer mit. Von ihm ist nicht die Rede - und trotzdem ist er im Schussfeld. Die Spannung im Raum steigt. Der Pfarrer schweigt und verkriecht sich immer mehr in sich.

Vorurteile und Festlegungen, persönliche Erfahrungen und starke gegenseitige Erwartungen prägen die Atmosphäre. Gefühle sind mit im Spiel, über die aber nicht geredet wird. Ich spreche vorsichtig diese Situation an und fordere dazu auf, persönlich und direkt zu sein und die unterschweligen Vorwürfe auszusprechen.

Eine längere Pause macht das innere Zögern deutlich. Soll man wirklich offen miteinander reden, soll man es wagen, einander das zu sagen, was man denkt?

Eine Kirchengemeinderätin beginnt: „Ja, wir wissen so wenig voneinander. Ich weiß zum Beispiel überhaupt nicht, wie es unserem Pfarrer eigentlich geht.“ Sie macht den Vorschlag, der Pfarrer solle seine Sicht der Dinge darstellen. Und tatsächlich - ein Geschenk des Himmels! - der Pfarrer lässt sich darauf ein und packt aus: Er erzählt von seinen Enttäuschungen und von seiner inneren Not, dass er anderen helfen soll und selbst ein „Betroffener“ ist. Er spricht von den Sorgen um seine Kinder, die er nur ab und zu sehen kann („gerade dann, wenn irgend ein anderer Termin in der Gemeinde ist“), wie er unter seiner Einsamkeit leidet und wie es ihn verletzt, dass er ständig mit seinem Vorgänger verglichen wird. Betroffen wird ihm zugehört.

Dann können auch die Gemeindeglieder ehrlich ihre Erwartungen und Vorstellungen äußern. Dabei werden aus Forderungen an den Pfarrer mehr und mehr Wünsche und Bedürfnisse. Die harte Anspruchshaltung („Das erwarten wir von Ihnen! Das war schon immer so!“), die zu starren Fronten führte, macht einer offenen Haltung Platz.

Am Ende dieses Abends ist noch lange nicht alles gesagt. Aber man hat einen neuen Anfang miteinander gemacht. Alle haben aufeinander gehört und dadurch eine Grundlage für weitere Gespräche geschaffen. Die Beteiligten haben sich vergeben und das Vergangene im Gebet zu Gott gebracht. Die Bereitschaft für einen Neuanfang ist da!

## **Gemeinden in Bewegung**

### **Im Jammertal**

Stellen Sie sich Gemeinden vor, die sich im Jammertal eingerichtet haben. Einst waren sie mutig und voller Hoffnung losgezogen, um die Welt zu verändern. Dann hatte sich alles als mühsamer und zäher erwiesen als gedacht. Widerstände ließen die Kräfte erlahmen und die Begeisterung ebte ab. Nun herrscht nur noch laue Unzufriedenheit und man ist sich einig im Jammern. Wenn sich aber Müdigkeit sich breit macht und Jammern den Ton bestimmt, wird die Luft immer dünner, verlassen bald auch die letzten Aufrechten mit Grausen das sinkende Boot und Neue, die interessiert in der Gemeinde vorbeischaun, setzen ihre Suche nach einem Ort der Geborgenheit und des Lebens mit einem Schulterzucken fort. So läuft die negative Dynamik immer schneller, die lähmende Lustlosigkeit nimmt zu und zum Schluss herrscht Funkstille oder ein mühsam aufrecht gehaltenes Notprogramm.

### **Schritte wagen**

Hören wir doch auf, um uns selbst zu kreisen! Wir bedauern uns selbst, fühlen uns den Puls, fragen uns ständig wie es uns geht und sind nur mit der eigenen Lagebestimmung befasst. Das kann eine Gemeinde ganz schön in Trab halten, denn auch das Kreisen um sich selbst setzt in Bewegung – nur: die Gemeinde kommt dabei nicht von der Stelle. Es werden viele Papiere produziert, Leitbilder entworfen, neue Strukturen konzipiert und in Organigrammen die Kompetenzen geklärt, aber trotzdem ändert sich nichts wirklich. Man ist nur mit sich selbst beschäftigt. Ziele werden entwickelt, aber sie sind eher eine Projektion eigener Wünsche in eine ferne Zukunft als ermutigende Herausforderungen.

Natürlich ist es nicht schlecht, wenn sich eine Gemeinde um sich selber kümmert, ihre Lage ehrlich und kritisch begutachtet, um herauszufinden wo sie steht, um dann die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Aber bei diesem letzten Schritt hapert es oft. Man bleibt bei sich selbst stehen.

Wegschauen von sich selbst bedeutet, endlich aufzuhören zu fragen: „Wie geht es uns? Wie sehen wir aus? Machen wir alles richtig? Sind wir gut? Wie stehen wir im Vergleich zu anderen Gemeinden?“ Nicht immer noch besser zu werden, weitere Ideale aufzubauen und ständig im Zwiespalt der vielfältigsten Wahlmöglichkeiten hängen zu bleiben. Auch wenn wir noch nicht alles wissen, auch wenn wir noch keine heile und perfekte Gemeinde sind, auch wenn wir deutlich die Mängel in unserer Mitte erkennen: trotzdem loszugehen – weg von sich selbst! Wenn wir warten wollen, bis wir endlich alle Bedingungen erfüllt haben, die Gemeindeaufbau-Experten aufstellen, werden wir nie in Bewegung kommen. Wenn wir auf Gefühle hoffen, die uns in Begeisterung versetzen, oder geistlicher ausgedrückt: wenn wir eine Erweckung zur Voraussetzung für die nächsten Schritte machen, dann wird alles so bleiben wie es ist. Wir verharren in der inneren Nabelschau und halten das zuletzt für geistliches Leben.

## **Versöhnung leben**

Von sich wegschauen heißt, den anderen wahrzunehmen wie er ist und ihn nicht unter der Fragestellung zu beurteilen: „Welche Vorteile bringst du mir, was trägst du dazu bei, damit mein Leben besser wird?“ Den anderen um seiner selbst willen wahrnehmen, erkennen, was ihn beschäftigt, was ihn ausmacht und vielleicht bedrückt, um dabei herauszufinden, wo ich ihm helfen und in seiner Lebenslage dienen kann. Vielleicht gehen mir tatsächlich dabei zum ersten Mal die Augen auf und ich erkenne mein Gegenüber in ganz neuer, ungeahnter Weise.

Der erste Schritt heraus aus dem Jammertal heißt also, sich mit ehrlichem Interesse zu begegnen, einander mutige Fragen zu stellen, aufeinander zu hören. Wir erzählen einander unsere Lebens-Geschichten und halten einander aus, wenn wir uns auf die Nerven gehen und unsere Unterschiede zutage treten.

Wir brauchen eine offene Gesprächskultur, auch wenn das Gemeindeleben dadurch schwieriger und anspruchsvoller wird. Denn die Frage, die sich dem Erkennen des anderen unmittelbar anschließt, lautet: Darf der andere ganz anders sein? Korrigiere ich mein Bild von ihm oder setze ich alles ein, damit er in der bisherigen Schublade bleibt? Gerade in kleinen Gemeinden oder in Gemeinschaften, wo sich die einzelnen gut kennen, ist oft alles in Schubladen eingeteilt und jeder hat seinen festgelegten Platz, die ganze Gemeinde ist ein gut ausgefülltes Regalsystem mit unveränderbarem Register.

Hier kann Neues erst aufbrechen, wenn man sich gegenseitig freigibt, bereit ist, einander mit neuen Augen zu sehen, sich neu kennen zu lernen. Tun Sie doch einfach so, als hätten Sie sich noch nie gesehen, als würden Sie sich zum ersten Mal begegnen! Warum ist das oft so schwer? Stehen alte Verletzungen, Schuld und Verfehlungen zwischen Ihnen und hindern die neue Sichtweise? Zum Loslassen gehört Vergebung, wo nötig muss Schuld bekannt und ausgesprochen werden, damit sie endgültig ausgeräumt werden kann. Aber Achtung: sehr schnell ist man wieder bei den eigenen Empfindungen, kreist um das, was einem angetan wurde und leckt die eigenen Wunden. Seien Sie großzügig und barmherzig, vertiefen Sie die alten Geschichten nicht noch mehr, sondern verzichten Sie eher auf Ihr Recht, statt alte Vorwürfe ständig zu wiederholen. Seien Sie bereit zu vergeben und zu vergessen, um neu anfangen zu können. Das ist die Grundlage zu einer Versöhnung, in der sich verletzte Herzen neu finden. Sie machen sich klar: Es geht nicht um die eigene Empfindlichkeit, es geht nicht um ein Rechthaben, es geht nicht einmal um die stolze Würde des eigenen Ichs – es geht an erster Stelle um die Not dieser Welt.

Die Phase der Reinigung ist die Tür nach draußen, sie ist kein Dauerzustand, so dass man sich in einer Haltung von ständiger Selbstzerknirschung einrichten und darin aufgehen könnte. Buße hat keinen Wert, wenn sie nicht aus der Sünde herausführt – in neues Land. Eine veränderte Haltung ist nötig, um fähiger zu werden, Gott und den Menschen zu dienen

## **Den Auftrag entdecken**

Denn es geht letztlich nicht vorrangig darum, eine starke und selbstbewusste Gemeinde zu werden oder eine optimale Gemeinschaft von Gleichgesinnten zu bilden. Ein intensives Gemeinschaftsgefühl bindet die Kräfte nach innen, denn es will gepflegt werden. Aber keine Gemeinde ist um ihrer selbst willen da, denn sie hat einen Auftrag. Diesen gilt es herauszufinden und umzusetzen. Grundvoraussetzung ist, dass die einzelnen Gemeindeglieder nicht mehr fragen, was ihnen diese Gemeinde persönlich bringt oder wozu ihnen die Gemeinde dient. Sondern Ziel muss sein, sich umgekehrt zu überlegen, was der Einzelne für die Gemeinde tun kann, was sein Beitrag ist, damit die Gemeinde ihren Auftrag ausführen kann. Jedes Glied in der Gemeinde bringt etwas ein, es gibt keine Nutznießer, Konsumenten, Zuschauer, wenn es um das Rettungswerk an dieser Welt geht.

Konkret bedeutet dies: Die Gemeinde kommt in ihrer Vielfalt zusammen, um gemeinsam herauszufinden, was sie prägt, was sie motiviert, was sie eint. Sie wollen im anderen Christus entdecken. Sie suchen nach dem Verbindenden ihres Glaubens, sie wollen miteinander den Kern der christlichen Botschaft verstehen. Sie reden hörend miteinander, denn sie wollen wahrnehmen, was Gott durch den anderen sagt. Gemeinsam fragen sie nach ihrem Auftrag. Das ist nicht so einfach getan wie gesagt, denn unsere Gemeinden sind weitgehend nicht geübt, den Prozess der Meinungsbildung bis zu einem guten Ende durchzuhalten. Weitgehend herrscht die Meinung vor, dass im christlichen Bereich alles selbstverständlich sei, oder doch zumindest schnell Ergebnisse gefunden werden müssten, wenn man nur mit der richtigen Haltung an die anstehenden Fragen herangeht. Wird es mühsam, wirft man sich vor, es würde an der grundsätzlichen Gesinnung, der Gutwilligkeit oder dem Bemühen um Einigkeit mangeln, statt Spannungen und notwendige Auseinandersetzungen auszuhalten. Genau das aber ist bei der gegenwärtigen Meinungsvielfalt auch im christlichen Bereich nicht zu umgehen, gemeinsame Ergebnisse sind der Erfolg harter gemeinsamer Arbeit.

## **Alle mit einbeziehen**

So kommt es, dass in vielen Gemeinden die Arbeit ein paar geübten Spezialisten überlassen wird, während andere sich auf ihre Schwachheit zurückziehen und betonen, sie wären noch nicht so weit für diese anstrengende Art des Gemeindelebens, sie müssten in ihrem Glauben erst noch wachsen. Oft ist das eine Ausrede, die mit dem Vorwurf verbunden wird, es würde auf die Schwachen keine Rücksicht genommen, denn ein paar starke Vordenker würden das Tempo vorgeben. In ihrer Wehleidigkeit sehen diese Gemeindeglieder nicht, dass auch der Schwache seinen Teil beitragen kann. Ziehen sie sich zurück und richten sich im Schmollwinkel ein, blockiert die eigene oder gemeinsame Schwachheit das Weitergehen. Nun bestimmt die Herrschaft der Schwachen in machtvoller Weise das Gemeindeleben und

alles dreht sich um die Bedürftigen. Die Frage, die mir immer wieder gestellt wird, heißt: Wie viel Schwache erträgt eine Gemeinde? Wird nicht eine Gemeinde, in deren Mitte sich viele Angeschlagene befinden und die sich zuerst um die „Fußkranken“ kümmern muss, am Vorangehen gehindert?

Tatsächlich werden christliche Gemeinden zunehmend zum Sammelbecken für Menschen, die im Tempo der heutigen Zeit nicht mehr mitkommen und als „unfähig“ ausgestoßen werden. Aber die Gemeinde darf dadurch nicht zu einem Ort von fußlahmen und kranken Menschen werden, die sich nur bemuttern und versorgen lassen möchten, die ihre Streicheleinheiten abholen und vor allem die Leiter stundenlang beschäftigen und aussaugen, ohne sich aktiv um eine tatsächliche Veränderung ihrer Lebenssituation zu bemühen. Wer schwach ist, sehe zu, dass er stark werde oder entdecke, wie Paulus, dass gerade auf den Schwachen eine Verheißung liegt: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark!“ Die Gemeinde bietet Hilfsmöglichkeiten an, psychisch, geistlich, körperlich stark zu werden, sie gibt jede erdenkliche Unterstützung bei einem Prozess ganzheitlicher Gesundung – aber sie lässt sich nicht blockieren und hindern in ihrem Auftrag. Sie fordert heraus und gibt auch den Bedürftigen eine Perspektive – vielleicht genesen sie ja daran, dass sie endlich gebraucht werden, spüren, wie wichtig sie sind und dass sie ihren Beitrag geben können.

### **Durch Konflikte zu Neuem kommen**

In dem Prozess, eine gemeinsame Orientierung zu finden, wegzuschauen von sich, um den Auftrag zu entdecken, den Gott gegeben hat, spielen Konflikte und zwischenmenschliche Reibungen eine große Rolle. Durch Probleme wächst eine Gemeinde, sie sind eine Herausforderung, alle Kräfte zu mobilisieren. Dabei entdecken die Gemeindeglieder erst so richtig, was in ihnen steckt. Manche Gemeinden sind in Lethargie und Passivität versunken. Konflikte dagegen wecken auf, zwingen zu einer klärenden Auseinandersetzung miteinander und helfen dabei, den anderen neu zu verstehen und sich ehrlicher als vorher zu begegnen. Wir sollten deshalb in den Gemeinden keinen Auseinandersetzungen aus dem Weg gehen. Schwierigkeiten sind Chancen, in ihnen steckt das Potenzial zu Neuem. Wenn jeder nur für sich lebt und denkt und seine eigene Spur zieht, kommen wir einander nicht in die Quere. Wenn wir uns aber um den Auftrag bemühen, der uns als Gemeinde gegeben ist, wird es ernst. Wir können einander nicht mehr aus dem Weg gehen – und das ist gut so. Probleme, Schwierigkeiten und Konflikte zeigen uns außerdem, wo Nachholbedarf besteht, wo die Schwachstellen liegen, und wir können nun die Löcher stopfen, um gute Gefäße zu sein, die viel aufnehmen und weitergeben können.

Kein Problem, kein Konflikt in der Gemeinde ist Sache des einzelnen, alle sind herausgefordert die Hürden zu überwinden. So lernt eine Gemeinde miteinander mutig und sicher voranzugehen. Sie bleibt nicht vor den Hindernissen stehen, sondern bekommt Erfahrung und Kompetenz. Wir sollten deshalb als Gemeinde lernen, Gott in den

Schwierigkeiten zu loben – ja mehr noch, Gott für alle Probleme und Krisen zu danken. So wird eine Gemeinde stark und konfliktfähig.

Außerdem gewinnt eine Gemeinde, wenn sie sich den Schwierigkeiten stellt, an Authentizität und Ausstrahlung, denn dann wird sie echt. Jetzt ist Gemeindeleben nicht mehr nur ein harmloses Spiel, sondern der Ernstfall des Lebens, so kann Glauben nicht nur erlebt, sondern ganz konkret miteinander gelebt werden. Gemeinde ist nicht mehr eine paradiesische Insel jenseits von Gut und Böse, sondern mitten in der Welt, hier hat sie sich zu bewähren – und das tut ihr gut!



## **Gemeinde entsteht von innen**

Als Gemeinde zu einer neuen Spiritualität finden

### **Minimumfaktor „Leidenschaftliche Spiritualität“**

Ein erschreckter Ruck ging durch die Mitarbeiterschaft der Evangelischen Kirchengemeinde. Das vor kurzem durch eine Fragebogenaktion ermittelte Gemeindeprofil ergab einen absoluten Minimumfaktor im Bereich der leidenschaftlichen Spiritualität.

Eigentlich hatten die Mitarbeiter, die sich an der Umfrage beteiligten, nicht allzu viel von diesem Ergebnis erwartet, sie schätzten sich als eine durchschnittliche Gemeinde ein. Nun wurden sie mit dem Schwachpunkt ihrer Gemeindeglieder konfrontiert und fragten sich, was sie damit anfangen sollten. Gerade was die persönliche Frömmigkeit und das Glaubensleben der Gemeindeglieder betraf, waren sie hellhörig, dieser Bereich spielte doch in all den Aktivitäten der Gemeinde eine große Rolle. Oder doch nicht?

Was hatten sie nicht alles in den letzten Jahren begonnen: ein Zweitgottesdienst für Kirchenfremde eingerichtet, gleichzeitig einen Lobpreisgottesdienst gestartet, eine kleine Gruppe zum Gebet für die Gemeinde gebildet, einen Gemeindeaufbau-Ausschuss gegründet, der mit viel Energie an den Strukturen der Gemeinde feilte. Großveranstaltungen wie Gemeindefeste, Ausflüge und Themenabende versuchten alle Bedürfnisse zu verbinden, um „das Ganze der Gemeinde im Blick zu behalten“, wie der Pfarrer betonte.

### **Die verzagte Gemeinde**

Was war aus all diesen begeisternden Ansätzen geworden? Es war ein eher kleiner, verzagter Haufen von Mitarbeitern, der sich zusammenfand, um das Ergebnis des Gemeindeprofils auszuwerten und die daraus folgenden Konsequenzen zu besprechen. Der Zweitgottesdienst hatte an den Kräften vieler Mitarbeiter gezehrt; da die Durchführung sehr aufwändig war, wurde er bald nur noch vierteljährlich durchgeführt. Der Lobpreisgottesdienst war von der Mehrheit der Gemeinde als zu emotional abgelehnt worden, böse Gerüchte über das Team, das ihn durchführte, machten die Runde: „Die wollen wohl geistlicher sein als andere!“ Der Gemeindeaufbau-Ausschuss hatte viel Papier produziert, Vorschläge vorgelegt und bei einigen für Verwirrung und Unruhe gesorgt. „Ja, muss sich denn alles verändern, kann nichts so bleiben, wie es war?“, hatten viele Gemeindeglieder kopfschüttelnd gedacht und sich dann nicht weiter um diese Neuerungen gekümmert. Und der Pfarrer, der jung und mit großem Elan in der Gemeinde begonnen hatte, war müde und ausgelaugt wegen der vielen Veranstaltungen, die doch nur wieder einen Teil der Gemeinde erreichten.

Und nun kam auch noch als weiterer Schlag hinzu, dass die Gemeinde an ihrer Spiritualität krankte, dass der Apfel also von innen her faul war.

Es schien, als sei hier eine Dynamik am Werk, die das Gemeindeleben wie eine Spirale in die Tiefe zog. Ein Kirchengemeinderat stellte besorgt die Frage: „Wie können wir diesen Abwärtstrend aufhalten?“

### **Zur Mitte finden**

Ein externer Berater wurde hinzugezogen. Er bekam den Auftrag dafür zu sorgen, dass die Spiritualität wieder besser und die Negativentwicklung aufgehalten würde. Eine schwere Aufgabe! Die Mitarbeiter waren mit ihrer Kraft am Ende. Sie hatten so viel eingesetzt und so wenig erreicht. Sie hatten keine Energie mehr für neue Aktivitäten, für Gebetskreise, für weitere fröhliche Gottesdienste, für festliche Events und herausfordernde Themen. Sie wollten eigentlich nur noch Gemeinde sein – aber genau hier lag der eigentliche Schwachpunkt: Wussten sie denn, was das bedeutete? Wie konnte sich ein gesundes Gemeinde-Selbstbewusstsein entwickeln?

Viele Fragen wurden gestellt, Geschichten aus dem Gemeindeleben von früher erzählt, alte Protokolle herangezogen, von Frust und Erfolg berichtet. Daraus ergab sich Stück um Stück ein Bild der Gemeinde, das sich aus vielen einzelnen Teilen zusammensetzte. Dieses Gesamtbild zeigte deutlich, dass sich dort, wo die Mitte der Gemeinde war, ein weißer Fleck auftat. Es war nicht eindeutig klar: Von welchem Punkt aus definieren wir uns als Gemeinde – was ist unser Mittelpunkt?

Die Gruppe schwieg betroffen, denn nun wurde den Mitarbeitern bewusst, dass sie sich vor allem mit der äußeren Veränderung der Gemeinde beschäftigt hatten, aber folgende grundsätzliche Frage vernachlässigt worden war: Wer sind wir als Gemeinde? Bei allen Anstrengungen und Aktivitäten hatten sie vergessen, ein eigenes Gemeindebewusstsein zu entwickeln. Sie hatten zwar vor Jahren ein Leitbild formuliert, aber das war zu abgehoben und unwirklich gewesen und hatte nicht zu einer Ausformung der eigenen Identität als Gemeinde geführt, und genau das war nötig!

### **Gemeinde ist ein Geschenk Gottes**

Die Erkenntnis des Mangels wirkte lähmend. Sie verstanden nun, warum es mit ihrer Spiritualität nicht weit her war. „Herrschaften“, sagte der Senior in der Runde (obwohl auch Damen im Raum waren), „es nützt nichts, wenn wir im Jammern und Klagen über den Zustand unserer Gemeinde stecken bleiben. Wir müssen sehen, was wir haben!“ Tatsächlich – noch vor wenigen Augenblicken hatten sie zusammengetragen, was sie bereits schon alles getan hatten, sie waren doch eine vitale, lebendige Gemeinde mit vielen Ideen!

Die Gruppe entdeckte in der nächsten Runde einen wichtigen Schlüssel des Gemeindeaufbaus: nicht auf den Mangel zu schauen, sondern auf die Geschenke Gottes. Sie trugen zusammen, in welchen Bereichen sie als Gemeinde reich waren. Sie erkannten die

Chancen ihrer Vielfalt, statt sich über die unterschiedlichen Erwartungen der Gemeindeglieder aufzuregen. Sie trafen den Beschluss, nicht auf das halb leere Glas zu schauen, sondern es als halb volles Glas zu betrachten. Das machte Mut und gab neue Hoffnung, die resignierten Mienen der Mitarbeiter hellten sich auf, neue Freude machte sich breit.

„Wir sind eine Gemeinde nicht durch das, was wir tun, sondern durch das, was Gott unter uns tut“, stellte jemand mit Erleichterung fest. Dabei veränderte sich der Blick der Mitarbeiter: Sie schauten nicht mehr auf das, was sie unternommen hatten, sondern überlegten sich: Was hat Gott getan? Was hat er uns geschenkt? Der Blick auf Gott war der Beginn einer neuen fröhlichen Glaubensbasis. Die Erkenntnis, dass Gott Gemeinde schafft und das Bekenntnis: „Dein ist das Reich!“, eröffnete eine neue Tiefe geistlichen Lebens. Es hätte nicht viel gefehlt und die Mitarbeitergruppe hätte spontan eine Lob- und Dankrunde Gott gegenüber begonnen! Denn das negative Denken und eine Haltung der Resignation waren durchbrochen.

### **Einander und Gott loben**

„Wenn wir Gott loben, sehen wir die Gemeinde mit anderen Augen!“, stellte ein Mitarbeiter fest. Ein anderer setzte hinzu: „Wir sollten nun auch die Menschen loben, die sich hier für die Gemeinde einsetzen.“ Die anderen waren erstaunt: Was hatte denn Gotteslob mit Menschenlob zu tun?

„Lob ist die kleinste Einheit im Gemeindeaufbau“, bestätigte der Gemeindeberater. Und er führte aus: „In einer Gemeinde, in der man gegenseitige Wertschätzung ausdrückt, einander aufmuntert, auch kleine Dinge bewundernd hervorhebt, lebt es sich gut. Die Menschen sind motiviert mitzuarbeiten, weil es ihnen Wert und Anerkennung gibt.“ Tatsächlich, vieles hatte man in der Vergangenheit viel zu selbstverständlich genommen und war mit Kritik schneller gewesen als mit Dank und Bestätigung. Nach kurzem Zögern wurde in der Runde der Beschluss gefasst: Wir wollen in Zukunft das Gute hervorkehren, einander Anerkennung und Wertschätzung geben und freundlich miteinander umgehen. Weil Gott uns freundlich begegnet, handeln wir auch so, weil er uns beschenkt, beschenken wir uns ebenfalls gegenseitig, weil er uns als seine Gemeinde bestätigt, fördern wir uns gegenseitig! Das war ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer leidenschaftlichen Spiritualität.

„Auch unseren Pfarrer sollten wir mit Anerkennung bedenken“, bemerkte eine Kirchengemeinderätin mit einem Blick zum Pfarrer, der schon seit einiger Zeit etwas bedrückt dsaß.

### **Das lebendige Wort Gottes**

Alle wandten sich dem Pfarrer zu, er war in der letzten halben Stunde ganz aus ihrem Blickfeld gerückt. Was hatte er mit all dem zu tun? Sie sahen ihn fragend an. Nach kurzem Zögern sagte er: „Ich habe mir die ganze Zeit überlegt, was die Mitte unserer Gemeinde ist. Die Mitte hält die ganze Gemeinde zusammen, sie zentriert die vielen einzelnen Teile und konzentriert sie. Ohne Mitte sind wir ein loser Haufen von Individuen mit unterschiedlichen Erwartungen und Bedürfnissen. Aber“, hier wurde der Pfarrer leise, „ich habe den Eindruck, dass viele Gemeindeglieder denken, ich wäre die Mitte.“ Er machte eine Pause und schüttelte den Kopf. „Ich versuche in meiner Predigt das Wort Gottes in die Mitte zu rücken – aber die meisten sehen trotzdem nur den Pfarrer, der gut oder schlecht gepredigt hat. Ich will zeigen, dass Jesus die Mitte ist – aber für viele vertrete ich seine Stelle. Es werden so viele Erwartungen auf mich projiziert, ich soll für die Einheit der Gemeinde sorgen, ich soll alles zusammenhalten. Ich stehe im Mittelpunkt – und damit auch im Zentrum der Kritik. Wenn es in der Gemeinde nicht funktioniert, dann liegt es an mir, wenn es an geistlichem Tiefgang fehlt, dann bin ich daran schuld!“

Die Mitarbeiter schwiegen betroffen und manch einer ertappte sich bei der Erkenntnis, dass auch er gedacht hatte: „Wäre unser Pfarrer geistlicher, dann hätten wir kein Problem mit unserer Spiritualität!“

In der nächsten Runde tauschte sich die Gruppe darüber aus, was in die Mitte einer Gemeinde gehört. Es war klar, dass es nicht der Pfarrer selber sein konnte, er war höchstens Vermittler oder Platzhalter von etwas anderem. In der Theorie war allen klar, dass Jesus und das Wort Gottes die Mitte der Gemeinde bildete, aber wie wirkte sich dies in der Praxis aus, wie konnte das so gelebt werden, dass die Gemeinde von dieser Mitte her erneuert und lebendig wurde?

„Das Wort Gottes muss uns persönlich treffen. Es muss eine Bedeutung für unsere Gemeinde haben!“, bemerkte eine Mitarbeiterin, „es darf nicht allgemein oder abstrakt sein.“

„Wie lautet das Wort Gottes, das er speziell für uns sagt?“, fragte daraufhin ein anderer.

An diesem Punkt schlug der Gemeindeberater vor, miteinander nach Bibelversen zu suchen, die auf die Gemeinde zuträfen und für sie persönlich passten.

Eine muntere und kreative Runde begann. Jeder blätterte in seiner Bibel. Nach einiger Zeit wurde zusammengetragen. Mutmachende Bibelworte sammelten sich auf dem Flipchart, Worte der Hoffnung und der Kraft, die in der Lage waren, die Gemeinde aus dem Gefängnis der Resignation herauszuholen und in eine neue Freiheit zu führen. Schon jetzt entwickelten diese Verse eine Dynamik, die in der Lage war, das Bestehende aufzusprengen und die Zukunft zu öffnen.

## **Die Kraft des biblischen Wortes zur Entfaltung bringen**

„Wir müssen uns auf ein Wort einigen“, schlug der Pfarrer vor. „Denn dieses Wort soll in der nächsten Zeit als biblisches Motto unsere Gemeindegemeinschaft bestimmen und das Gemeindeleben prägen. Ich werde es in der Predigt immer wieder zum Inhalt machen und jede Gruppe soll sich damit beschäftigen. Wir könnten uns dann nach einem halben Jahr zu einem großen Forum treffen und aus jedem Bereich unserer Gemeinde kann jemand berichten, was er mit diesem Motto erlebt hat. Dieses Wort soll uns als gemeinsames Thema, als Aufgabe und Herausforderung verbinden und dadurch zu einer Gemeinde zusammenschließen.“ Er war begeistert von diesem Gedanken, das war eine Idee, die ihn erleichterte. Nicht mehr er war der Mittelpunkt, sondern dieses spezielle Wort Gottes für ihre Gemeinde, das sich entfalten und auswirken konnte.

Nun begann der schwerste Teil der Mitarbeiterrunde! Auf welches der vielen Bibelworte sollten sie sich einigen? Schlagartig wurden die unterschiedlichen Schwerpunkte der Anwesenden deutlich. Die einen wollten einen Vers, der vor allem die Bedeutung der Bibel für das Gemeindeleben hervorhob („Dein Wort ist meines Fußes Leuchte...“). „Wir können uns dann mit der Bibel beschäftigen“, war ihre Meinung. Andere bevorzugten ein Wort mit einem seelsorgerlichen Trost („Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid...“). „Wir brauchen jetzt eine Phase der Heilung“, war das Argument dieser Gruppe. Und die dritten wollten ein starkes Wort gegen alle beengenden Festlegungen der Vergangenheit zum Motto wählen („Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen...“). „Es sind in unserer Gemeinde so viele Blockaden, die wir mit Gottes Kraft überwinden müssen“, beschworen die Vertreter dieser Aussage die anderen.

Fast wäre an dieser Stelle das gute Vorhaben geplatzt, denn jede Gruppe hielt an ihrem Motto fest und betrachtete es in der jetzigen Situation der Gemeinde als das richtige. Die Mitarbeiter erkannten ihre unterschiedlichen Ansätze und verstanden im Verlauf der Diskussion, dass jeder berechnete Argumente hatte. Die Auseinandersetzung über die unterschiedlichen Sichtweisen war notwendig, durfte aber, wenn sie richtig ausgetragen wurde, nicht dazu führen, dass man sich voneinander wegbewegte, sondern – im Gegenteil – musste das Gemeinsame stärken, weil jeder seinen Teil zum Ganzen beisteuerte. Dort, wo durch Streit und Auseinandersetzung die Einheit gestärkt wird, sind gute Voraussetzungen geschaffen für die Vertiefung der geistlichen Substanz.

## **Die Einheit führt zur Mitte**

Die Auseinandersetzungen in der Gruppe führten nicht zum Abbruch der Gespräche und zum Zerbruch der Beziehungen, sondern stärkten die Gemeinschaft. Am Ende fand man einen Kompromiss, der alle zufrieden stellte, weil alle drei Aspekte aufgenommen wurden. Es wurde ein biblisches Leitmotiv erarbeitet, das Pfiff hatte: Es war ein gemeinsames Motto, im Ringen um ein gutes Miteinander geboren. Es war tatsächlich Gottes Wort für diese

Gemeinde, das in ihre Situation hineinsprach und sie aufrüttelte. Es hatte die Kraft, die Gemeinde in der Tiefe zu verwurzeln und gleichzeitig in eine neue Weite zu führen, die Quelle für eine neu leidenschaftliche Spiritualität – ohne dass groß über diesen Begriff gesprochen worden wäre. Das geistliche Leben wurde nicht von außen organisiert, sondern entfaltete sich von der Mitte aus in (fast) alle Bereiche der Gemeinde hinein. Die Gemeinde hatte ein Leitwort für die nächste Zeit, konnte sich daran orientieren und an ihm die Zielrichtung entwickeln, Aufgaben formen und die Aktivitäten entfalten. So lange, bis klar war: Wir müssen nun nach einem neuen Bibelwort für unsere Gemeinde suchen – und eine neue Runde des Hörens auf Gottes Anforderungen an diese Gemeinde beginnen konnte.

## **Mitarbeiter – das kostbarste Gut der Gemeinde**

Mitarbeiter sind gesuchte Leute. Eine Gemeinde, die etwas bewegen möchte, braucht Mitarbeiter. Aber oft mangelt es gerade hier. Das schafft Unzufriedenheit. Da man trotzdem das ganze Programm fahren möchte, ruht die Last der Arbeit auf wenigen Schultern. Rechtzeitig, bevor auch diese Mitarbeiter die Lust verlieren und mit ihren Kräften am Ende sind gilt es die Frage zu stellen: Wie kommt eine Gemeinde zu ihren Mitarbeitern?

### **Eine neue Sicht von Mitarbeit**

Wenn sich der negative Kreislauf bereits dreht, ist es schwierig ihm zu entkommen. Eine geringe Anzahl an Mitarbeitern signalisiert Überlastung für den Einzelnen. Der Bedarf an weiteren Mitarbeitern wird immer drängender. Aber wer noch Kapazitäten an Zeit und Kraft hätte, riecht den Braten und winkt ab: „Ich habe gerade beruflich so viel um die Ohren!“ Appelle erzeugen Druck: „Jeder Christ ein Mitarbeiter!“ Dabei wächst aber nur die Fähigkeit, sich mit Eleganz wegzuducken. Zuletzt heißt es: „Wir brauchen neue Gemeindeglieder!“ Damit meint man eigentlich: Wo sind unverbrauchte Leute, mit viel Lust und Laune zur Mitarbeit? Wer neu in die Gemeinde kommt, spürt schnell, dass das herzliche Willkommen nicht wirklich ihm persönlich gilt, sondern seiner Mitarbeit. Schnell lernt er, sich unsichtbar zu machen, wenn wieder danach gefragt wird, wer dieses oder jenes übernimmt.

Dieses Szenario macht deutlich, wie wichtig Mitarbeiter für eine Gemeinde sind. Genau genommen sind sie das wichtigste Kapital einer Gemeinde. Mitarbeiter müssen gepflegt und gehegt werden wie kostbare Schätze. Sie sind wertvolle Geschenke Gottes, über die man sich freuen und für die man dankbar sein kann. Eine solche Sicht von Mitarbeit führt zu einem anderen Mitarbeiterverständnis. Und das ist wichtig, denn es dreht den negativen Kreislauf um: Mitarbeit ist ein begrenztes Gut und es ist nötig, verantwortlich damit umzugehen.

Wer seine Mitarbeit einbringt und sich zur Verfügung stellt, sollte es mit Freude tun und Dankbarkeit und Wertschätzung dafür erfahren. Es ist nicht selbstverständlich, dass jemand seine Zeit zur Verfügung stellt. Die ganze Gemeinde sollte das würdigen und den Mitarbeitern mit Respekt und Freundlichkeit begegnen.

### **Mitarbeiterpflege**

Mitarbeit geschieht auf freiwilliger Basis, nicht gezwungenermaßen. Deshalb ist jeder Mitarbeiter auch selber dafür zuständig, das zu geben, was er geben kann und geben möchte. Auch ein kleines Quäntchen an Zeit und Einsatz wird dankbar angenommen. Wer sich zur Verfügung stellt, darf seine Mitarbeit auch wieder beenden ohne dass ihm Vorwürfe gemacht werden. Am Besten wird die Mitarbeit für eine bestimmte Zeit vereinbart. Das ist

überschaubar und dafür kann man sich verpflichten. Man hat dann nicht das Gefühl, sich mit Haut und Haaren an die Gemeinde „verkauft“ zu haben.

Der Mitarbeiter bekommt jede Unterstützung von der Gemeinde für seine Tätigkeit: Schulungen, Fortbildungen, Bücher, Material (so weit es möglich ist). Darin zeigt sich der Wert seines Einsatzes. Auch bei Problemen wird der Mitarbeiter nicht hängen gelassen. Er weiß, an wen er sich wenden kann, wenn es Schwierigkeiten gibt. Wird er hinterfragt oder abgelehnt, stellt sich die Gemeinde hinter ihn. Denn er handelt ja in ihrem Auftrag. Er arbeitet nicht auf eigene Rechnung, auf eigene Verantwortung oder auf eigenes Gutdünken mit. Er ist Mitarbeiter der Gemeinde. Sie hat ihn für seine Aufgabe berufen und eingesetzt. Ihn ist er zur Rechenschaft verpflichtet. Sie aber schützt und unterstützt ihn.

### **Der Mitarbeiterkreis**

Damit der Mitarbeiter sich nicht allein vorkommt und nicht nur seinen Bereich sieht, gibt es den Mitarbeiterkreis. Hier begegnen sich die Mitarbeiter der Gemeinde, tauschen sich aus, raten sich gegenseitig und helfen einander– denn sie stehen ja miteinander an der gleichen Sache: Gemeinsam setzen sie den Auftrag der Gemeinde um. Im Mitarbeiterkreis wird besprochen, wie dieser Auftrag aussieht. Es wird abgeklärt, welche Ziele für seine Umsetzung nötig sind und welche Schritte dorthin führen. Jeder Mitarbeiter kennt seinen Platz im gemeinsamen Gefüge und seinen speziellen Beitrag, damit das Ziel erreicht werden kann. Jeder weiß um seine Gabe und deshalb auch um seine Aufgabe. Er ist vertraut mit dem eigenen Kompetenzbereich und mit dem der anderen, sein Verantwortungsbereich ist klar umrissen.

Weil es so ist, braucht es Absprachen, Klärungen, die Verständigung über das Zusammenspiel. Das erfordert Zeit, Austausch und klare Vereinbarungen. Jeder hält sich an die ausgemachten Regeln und den Zeitrahmen. Jeder ist verlässlich und zuverlässig, damit das Miteinander gelingt. In einer Gemeinde, in der die Mitarbeit einen Wert hat, sind die Mitarbeiter ständig im Gespräch miteinander, jeder kennt jeden, jeder weiß, wo der andere steht, wie es ihm geht und was er macht. Jeder dient dem anderen, damit das große Ganze gelingt.

### **Mitbeteiligung an Entscheidungen**

Leitung ist zu einem komplizierten und sehr anspruchsvollen Geschäft geworden. Leiter haben sehr viel Verantwortung und dementsprechend stehen sie ständig in der Gefahr, Fehler zu machen. Sie müssen Entscheidungen treffen, deren Auswirkungen nicht vollständig zu übersehen sind. Deshalb sind die Leiter einer Gemeinde auf ihre Mitarbeiter angewiesen. Gemeinsam überschlagen sie die Kosten und übernehmen die Konsequenzen. Eine Leitung ist deshalb gut beraten, wenn sie die Mitarbeiter immer wieder in ihre Überlegungen mit



einbezieht, Rücksprache nimmt und im Mitarbeiterkreis ein Meinungsbild über die anstehenden Fragen erhebt. Die Leitung einer Gemeinde wird immer mehr zu einem gemeinsamen Geschäft derer, die Verantwortung tragen und an der Umsetzung der getroffenen Entscheidungen beteiligt sind. Leitung ist keine Sache, die hinter verschlossenen Türen abläuft, sondern die ganze Gemeinde – und hier vor allem die aktiven Mitarbeiter – mit einbezieht. Wenn die Mitarbeiter um ihre Meinung gefragt werden, spüren sie am deutlichsten wie wichtig sie sind. Das motiviert sie, ihre Sache gut und hingebungsvoll im Sinne der ganzen Gemeinde zu machen.

### **Den Menschen sehen**

Denn der Mitarbeiter ist nicht nur Funktionär, sondern ein Mensch, der sich mit seiner Zeit und seinen Möglichkeiten zur Verfügung stellt. Es ehrt den Mitarbeiter, wenn man sich für ihn persönlich interessiert, nicht nur für seine Mitarbeit. Mitarbeitergespräche bauen die Brücke vom Mitarbeiter zur Leitung und geben den Raum für eine vertrauliche Begegnung. Regelmäßig (mindestens einmal im Jahr) werden diese Gespräche anberaumt. Sie gehören ganz selbstverständlich zur Mitarbeit dazu. Der Mitarbeiter berichtet, wie es ihm geht. Der für ihn zuständige Leiter interessiert sich für sein Ergehen, für seine Anliegen, für seine Bedürfnisse – privat und im Bereich seiner ehrenamtlichen Tätigkeit. Es besteht auch die Möglichkeit über negative Erfahrungen zu reden, Misserfolge mitzuteilen, Fehler einzuräumen oder zu bekennen, wo man an seine Grenzen kommt. Gemeinsam wird dann nach Lösungen gesucht: Braucht der Mitarbeiter Unterstützung, hilft ihm eine Fortbildung – oder zeigt sich, dass ein anderer Arbeitsbereich doch besser wäre? Offen und ehrlich wird geredet. Es würdigt den Mitarbeiter in seiner Verbindlichkeit, wenn er auch von dem Leiter ein offenes Feedback erhält. Er erfährt direkt und so, dass er es aufnehmen kann, wie seine Mitarbeit gesehen und bewertet wird. Auch wenn es vielleicht kurz weh tut, hilft es ihm doch, sich zu verbessern, trägt das Mitarbeitergespräch in einer liebevollen und klaren Weise dazu bei, dass der Mitarbeiter an der Herausforderung wachsen kann. Denn der Mitarbeiter weiß auf diese Weise woran er ist, verunsichernde Gerüchte und dummes Gerde haben keinen Platz.

### **Voraussetzungen**

Wer kann Mitarbeiter werden? Jeder, der sich mit bereitem Herzen zur Verfügung stellt. Jeder, der weiß, dass es nicht um seine eigene Ehre geht, sondern um das Reich Gottes. Es ist eine Grundvoraussetzung einer Mitarbeit in der Gemeinde, dass der Mitarbeiter eine persönliche Beziehung zu Gott hat. *Er* ist ja sein Chef, nicht der Pastor oder die Gemeindeleitung. Diese Gottesbeziehung trägt und hilft, wenn Krisen kommen. Denn der Mitarbeiter weiß, wo er Hilfe bekommt und wem er letztlich verantwortlich ist. Gott rüstet ihn aus und erstattet ihm alles, was er selbst einsetzt. Die Mitarbeit geschieht für Gott!

Ein Gott hingeebenes Herz ist die wichtigste Voraussetzung zur Mitarbeit, denn aus einem solchen Herzen formt sich eine überzeugende Persönlichkeit. Und nicht die Fähigkeiten und Gaben sind es an erster Stelle, die einen guten Mitarbeiter auszeichnen, sondern eine liebevolle, umgängliche, barmherzige Art. Die Persönlichkeit zählt. Und Persönlichkeit bedeutet – per sonare – dass etwas durch diesen Menschen hindurch scheint: Die Liebe Gottes wirkt sich durch ihn hindurch in seiner Mitarbeit aus. Er steht Gott nicht im Weg, sondern arbeitet ihm zu.

### **Mündige Mitarbeiter**

Wer mitarbeitet, der tut es von Gott her und im Aufschauen auf ihn. Dann wird es schon gut und richtig. Dann kann der Mitarbeiter auch eigenständiger, selbstständiger Unternehmer für Gottes Sache in der Gemeinde sein. Und das ist ein weiterer wichtiger Punkt, der zur Mitarbeit motiviert: Es geht nicht nur um Mitarbeit, sondern um unternehmerische Initiative! Wer sich einbringt hat Kompetenz, setzt sich mit seinen Ideen und seiner Kreativität hundertprozentig ein. Er verwirklicht – zusammen mit den anderen Mitarbeitern – das, was er von Gott gehört hat. Er gibt für seine Sache alles – seine Zeit, sein Geld, seine Existenz. Und das wird akzeptiert – mehr noch: hoch geschätzt! Das gibt Würde und Selbstachtung. Ein solches Verständnis von Mitarbeit hilft vielen Menschen sich neu zu entdecken, ihr Potenzial zu entfalten. Denn der Mitarbeiter erfährt seine Mündigkeit. Das macht ihn stark und hilft ihm, im Glauben zu wachsen. Er spürt, dass er ganz und gar gefragt ist. Der mündige Mitarbeiter ist ein verantwortlicher Mensch, der von Gott empfängt und das weitergibt, was er empfängt.

Deshalb gehört ein Mitarbeiter in die Mitte der Gemeinde. Seine Mitarbeit stärkt die Mitte und führt Menschen dorthin, wo Gott erfahren werden kann. Durch seine Mitarbeit kommen Menschen zu Glauben, werden heil an Leib und Seele, finden selbst zur Mitte und werden dann wiederum Mitarbeiter.

### **Schlussfolgerung**

Eine Gemeinde, die selbständige, mutige, hingeebene Mitarbeiter hat und ihnen den Raum für eine eigenständige Mitarbeit gibt, hat keinen Mangel an Mitarbeitern, die sich ebenfalls gern zu Gottes Ehre einbringen möchten. Denn wer selbst erfährt, wie gut und aufbauend es ist, sich für Gottes Sache zu engagieren, steckt andere an, ihre eigenen Möglichkeiten zu finden, sich ebenfalls einzusetzen. Denn wer möchte nicht dabei sein, wenn es gilt, gute Erfahrungen zu machen und einer guten Sache zu dienen?

## **Plötzlich war die Freude tot**

Geistlicher Missbrauch in der Gemeinde

### **Unklare Strukturen und fehlende Kontrolle**

Es hatte alles so gut angefangen. Der Impuls für einen missionarischen Gottesdienst war in der landeskirchlichen Gemeinde auf fruchtbaren Boden gefallen. Fast über Nacht entstand ein Team von Mitarbeitern, die sich für dieses Projekt einsetzen wollten. Alle waren begeistert und hoch motiviert.

Aber bereits in der Vorbereitungsphase wurde deutlich, dass die starken zeitlichen Belastungen aller organisatorischer Details nicht von den Ehrenamtlichen allein bewältigt werden konnten. Ein Hauptamtlicher musste her. Das Team brauchte einen Leiter, der den Überblick hatte und Vorgaben ausarbeitete, damit sich die Mitarbeiter orientieren konnten.

So wurde ein hauptamtlicher Leiter auf Spendenbasis eingestellt. Die Kirchengemeinde bildet den Rahmen für die Anstellung, erlaubte dem Arbeiterteam aber ansonsten eine große Eigenständigkeit.

Ein Bibelschulabsolvent wurde gefunden und angestellt, das Arbeiterteam formierte sich und die ersten „Leuchtturm-Gottesdienste“ waren ein riesiger Erfolg.

Das Projekt wuchs in Windeseile und entwickelte sich zu einer kleinen eigenständigen Gemeinde in der Gemeinde. Die Gruppe nutzte den Freiraum, der ihr geboten wurde, und entfaltete eine eigenen Dynamik, bei der der hauptamtliche Leiter eine immer größere Rolle spielte.

### **Zunehmende Machtstellung eines Einzelnen**

Dieser hauptamtliche Leiter, nennen wir ihn hier Fred, agierte geschickt, förderte die Gemeinschaft in seiner Gruppe und brachte die Leute hinter sich. Seine Position wurde unersetzlich: Er teilte die Arbeit zu, hatte das letzte Wort bei Entscheidungen, setzte die Mitarbeiter ein (und auch ab), lieferte die Ideen und seine Aufgabe war es, bei den Gottesdiensten zu predigen. Da er eine sehr geschickte Art hatte, flogen ihm die Herzen zu. Das Leitungsteam, das ihm zur Seite stand, mutierte immer mehr zu einem Schattenkabinett. Der Pfarrer der Gemeinde war froh über das, was in seiner Gemeinde lief, und überließ es deshalb gern dem dafür zuständigen Arbeiterteam. Auf diese Weise konnte sich eine Struktur entwickeln, in der die Machtverteilung zunehmend einseitiger in die Hand von Fred geriet. Er war zuletzt für alles zuständig, er war unumstößlicher Herrscher mit weitgehenden Befugnissen. Die Mitarbeiter hatten Vorteile davon, garantierte dieses System doch ihren Erfolg und entlastete sie von einem Zuviel an Verantwortung. „Wenn ihr mich nicht hättet“, sagte Fred nach einer Sitzung des Leitungskreises zu später Stunde, „dann würde hier gar nichts laufen!“

## **Abhängigkeit und Erschöpfung**

Trotzdem machte sich im Lauf der Zeit Erschöpfung breit. Die Anforderungen an den Einsatz von Zeit und Kraft für die einzelnen Mitarbeiter waren enorm. Fred hatte viele Ideen, ständig hielt er seine Leute auf Trab. Mitarbeiter mussten zu (zusätzlichen) Diensten überredet werden. Fred arbeitete mit Verlockungen und Drohungen. Wer nicht mehr konnte (oder wollte), wurde zu einem seelsorgerlichen Gespräch eingeladen und dabei mit klaren Worten auf die Ziele ausgerichtet. Müdigkeit und Depression wurden als geistliche Sünde angeprangert, Zweifeln im Namen Jesu geboten. Alles was die Arbeit hinterfragen wollte, war ein Werk des Teufels. Stück um Stück blieb die Wahrheit auf der Strecke, man durfte ja nicht sagen, was man wirklich dachte, um nicht als ungeistlich gebrandmarkt zu werden. Aufkommender Unmut wurde von Fred mit einer Lehreinheit über Leiterschaft und Unterordnung erwidert. Der Spielraum für den Einzelnen wurde immer enger, der Druck nahm zu. Die Freude des Anfangs war tot. Aber niemand ließ sich seine wahre Gefühlslage anmerken.

## **Der Druck bis zur Explosion**

Am meisten spürte Angela die zunehmende Belastung, da sie auch durch ihre beiden kleinen Kinder und den Haushalt stark beansprucht wurde. Ständig hatte sie das Gefühl des Unvermögens, ihr schlechtes Gewissen führte dazu, dass sie nachts nicht mehr schlafen konnte. Außerdem bekam sie Streit mit ihrem Ehemann Manuel, der sich eifrig in der Gemeinde einsetzte, während sie daheim bleiben musste und sich ausgebootet vorkam. Ihr blieb der profane Alltag, während er sich geistlich betätigte und darin voll verausgabte.

„Mehr Einsatz für Jesus“ war ein geläufiges Schlagwort in dieser Zeit. Und als an einem Abend alle erschöpft und ausgelaugt waren, hatte Fred in der Gebetszeit eine Prophetie: „Gott will, dass wir uns ihm ganz zur Verfügung stellen, nichts soll wichtiger sein als die Arbeit für ihn“ – und damit war eindeutig die Arbeit in der Gemeinde gemeint. Im Gebet machte sich die Gruppe eins, dass sie sich Jesus noch mehr zur Verfügung stellen wollten. Spät in der Nacht, als Manuel heimkam und, berührt von der vereinnahmenden Atmosphäre der Gemeinschaft, seiner Frau von der neuen intensiveren Verpflichtung berichtete, platzte die Bombe, die eine Menge weiterer Explosionen nach sich ziehen sollte. „Das ist geistlicher Missbrauch“, schrie Angela erregt, „in dieser Unfreiheit kann ich nicht mehr leben!“ Und da die Sonne schon untergegangen war, konnte sich der Zorn die ganze Nacht über zu seiner vollen Größe entfalten, an Schlaf war nicht mehr zu denken.

## **Unsicherheit, Zweifel und Bedrohung**

Die folgenden Wochen waren furchtbar. Manuel stand zwischen den Fronten, seine Frau verweigerte sich und stellte alles in Frage. Der Zweifel fraß an Manuel, bis er schließlich einsehen musste, dass seine Frau in vielem Recht hatte. Als er den „frevlerischen“ Gedanken, dass nicht alles in Ordnung sein konnte, – denn die Früchte zeigten ja etwas anderes – zuließ, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und eine zentnerschwere Last vom Herzen. Er bemerkte, wie er unfrei und unter Zwang gehandelt hatte. Er verfasste einen langen Brief, in dem er alle Mängel, die er nun entdeckte, auflistete, um sie dem Leiter mitzuteilen. Kaum hatte er ihn abgeschickt, kam auch schon der befürchtete Anruf von Fred, der ihn zu einem sofortigen Gespräch zitierte. Weitere Gespräche folgten. Zunächst nur mit Manuel, dann auch mit Angela. Jedes Mal wurden sie mit Argumenten überschüttet und mit geistlichen Regeln konfrontiert, es wurde gedroht und für beide ausgiebig gebetet. Zum Schluss wussten sie selber nicht mehr, was wahr und was falsch war. Waren sie die Bösen, waren sie gar von einem Dämon besessen? Oder lag Fred falsch und das ganze System, das er kontrollierte, war ungeistlich? Sie wussten es nicht. Freunde, die sie fragten, rieten ihnen zum Stillschweigen, einige kehrten ihnen den Rücken, wieder andere blickten sie mitleidig als schwachen Mitarbeiter an. Nur ganz wenige hatten Verständnis, sie trauten sich aber nicht, ihre Sympathie öffentlich zu zeigen. Zu diesem Zeitpunkt suchten Manuel und Angela nach einem Berater, der sich mit geistlichem Missbrauch auskannte.

### **Trennung und Neuanfang**

In der Beratung wurden die Umstände analysiert: Das Umfeld, die Persönlichkeit eines Missbrauchers und die Disposition, zum Missbrauchsopfer zu werden (siehe Zusammenfassung). Alles traf zu. Das machte die Lage nicht einfacher: Wie sollte man in Zukunft mit Fred umgehen? Der Berater riet zu einem Abbruch der Beziehungen, da keine Einsicht von Fred zu erwarten war. Das war jedoch ein riesiger Schritt, hatte man doch in die Gemeinde so viel an Zeit, Kraft und Geld investiert. Außerdem drohte durch einen Ausstieg aus den Abhängigkeiten der Verlust aller freundschaftlichen Beziehungen. Wer nicht zur Gemeinschaft gehörte, war draußen, war ein „Verlorener“. Manuel und Angela mussten damit rechnen, dass sie als Abtrünnige angesehen wurden. Wo sollten sie nun ihre geistliche Heimat finden und neue Nahrung für ihren Glauben bekommen? Ein Ortswechsel war für sie wegen ihres Neubaus unmöglich.

Beide benötigen eine lange Phase an Beratung und Seelsorge, um das Selbstvertrauen wieder zu gewinnen und neuen Mut für Kontakte zu bekommen. Nur zögernd öffneten sie sich für eine neue Gemeinschaft. Dabei bleiben Freude und Begeisterung an der Mitarbeit bis heute gestört und immer noch blicken sie misstrauisch und abwehrend, wenn man sie anspricht.

## **Geistlicher Missbrauch (Zusammenfassung)**

### **Die Persönlichkeit des Missbrauchers:**

- starke Erfolgsorientierung
- Leitung spielt eine große Rolle
- starre Maßstäbe, wenig Spielraum
- große Ideale, überzogenen Erwartungen
- wenig Realismus
- Perfektionismus
- hohe Emotionalität
- kreisen um sich selbst (Narzissmus)
- gnadenlos, erbarmungslos
- hart und herrisch, Freude am Befehlen
- gewinnende Umgangsformen
- sehr eloquent, gute Selbstdarstellung
- prägt die Realität durch seine eigene Sicht
- nicht kritikfähig, duldet keinen Widerspruch
- geht distanzlos mit Menschen um, kein Respekt
- manipuliert durch Informationen (z.B. Halbwahrheiten)
- Einlinigkeit und Vereinfachung
- sucht ständig das Besondere und Außerordentliche
- kein Sinn für Humor
- kleinliche, abwehrende, lauernde Grundhaltung gegenüber anderen Menschen

### **Die Disposition des Missbrauchs-Opfers:**

- hohe Sensibilität
- alles recht machen wollen
- unsichere Persönlichkeit
- Abhängigkeit von anderen
- großes Harmoniebedürfnis
- Angst vor Fehlern und Strafe
- Diener-Mentalität
- gewinnt Selbstbewusstsein von starken Leitern
- begeisterungsfähig
- ausnutzbar
- wenig Urteilsvermögen

- Suche nach Bestätigung und Anerkennung
- kann schlecht „nein“ sagen
- Suche nach einfachen Lösungen und Eindeutigkeit
- braucht Motivation von außen, Ansporn
- auf Sicherheit bedacht

### **Ein günstiges Umfeld für Missbrauch**

- unklare Strukturen
- Leitung ist unbegrenzt in einer Hand
- es gibt keine Kontrollinstanzen
- geistliche Deutungen dienen der Stabilisierung
- keine Möglichkeit zum Ausstieg
- man ist ständig beschäftigt
- Beschämung vor anderen
- genaue Regeln, wie man sich verhalten muss
- gegenseitiges Kontrollieren und Beobachten
- alles wird bewertet und in gut oder böse eingeteilt
- Sache geht vor Mensch
- Gruppendruck
- wenig Realismus – eigene Weltsicht wird entwickelt
- die Wahrheit bleibt auf der Strecke
- Offenheit ist nur begrenzt möglich
- Verschwiegenheit nach außen und vereinnahmende Haltung nach innen
- Kritik wird nicht erlaubt
- Kriterien zur Prüfung fehlen
- manipulierbare, instabile Mitarbeiter

## Gemeinsames Leben in der Gemeinde – von der Regel des heiligen Benedikt lernen

Die Ordensregel des heiligen Benedikt atmet Weite. In ihr stecken die Erfahrungen vieler Generationen gemeinsamen Lebens. Sie ist klar und eindeutig und lässt doch einen großen Spielraum. Es lohnt sich, diese Richtlinien für das Zusammenleben im Blick auf das Miteinander in den Gemeinden abzuklopfen: Wie gelingt uns heute das Leben in der christlichen Gemeinschaft?

Benedikt, ein gebildeter Römer von adliger Herkunft, verwarf seine vielversprechende Karriere und zog sich in die Berge zurück, um dort in der Einsamkeit die Bibel zu studieren. Bald stellen sich Schüler ein, die von ihm im geistlichen Leben angeleitet werden wollten. Um 529 begann er mit einer Mönchsgemeinschaft auf dem Monte Cassino, das erste Kloster des Benediktinerordens. Als Benedikt seine Regel für die junge Gemeinschaft zusammenstellte, konnte er auf eine ganze Epoche unterschiedlicher Arten gemeinsamen Lebens zurückgreifen. Er studierte die verschiedenen Regeln und formte daraus die Statuten, die auch heute noch gelten – vielleicht auch über den engen Bereich eines Klosters hinaus?

*In vielen christlichen Gemeinden wird heute in einer Zeit des zunehmenden Individualismus über Formen des verbindlichen Zusammenlebens nachgedacht. Wie kann das Miteinander vieler ganz unterschiedlicher Menschen mit ihren eigenen Bedürfnissen und Erwartungen gelingen? Die Frage: „Wie wollen wir miteinander Gemeinde leben?“, findet eine breite Facette von Antworten. Regeln sind nötig – könnten die Regeln Benedikts eine Vorlage dafür sein?*

Das Miteinander beginnt mit dem Hören. Wer gehört hat, gehorcht sofort und ohne Zögern. Hinter dem Ungehorsam versteckt sich Bequemlichkeit und Trägheit. Benedikt fordert leidenschaftlich dazu auf, vom Schlaf aufzustehen, die Augen zu öffnen und sich den täglichen Herausforderungen Gottes zu stellen. Das Miteinander kann nur gelingen, wenn jeder dem Eigenwillen „widersagt“ und bereit ist, sich bedingungslos einzubringen. Wer etwas zu sagen hat, darf es äußern, die Erfahrungen der Älteren helfen den Jüngeren, ihren Weg zu finden.

*Gerade dort, wo sich in Gemeinden Müdigkeit breitgemacht hat und alles schon einmal da war, muss jeder ganz neu hinhören und alte Wege so gehen, als hätte man sie noch nie beschritten.*

Die Gemeinschaft wird zu einer Schule des Dienens, der Einzelne lernt, sich selbst zu überwinden, aus dem engen Käfig des Ichs auszubrechen. Dienen ist ein gemeinsamer Lernprozess, am meisten lernt man, wenn man sich den eigenen Fehlern stellt. Was äußerlich wie Enge aussieht, führt in Wirklichkeit zu einer Weite des Herzens. Gott ist es



selbst, der den Einzelnen unterweist und erzieht. Jeder weiß: Es geht nicht darum, sich selbst zu verwirklichen, sondern Gott zu dienen.

*Müsste vielleicht in manchen Gemeinden der Dienst für Gott wieder mehr ins Blickfeld rücken? Ich stelle fest, dass es vielfach doch nur um die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse geht. Aber was will Gott?*

Wie kann ein Mensch seinen Eigenwillen aufgeben und Gott ganz gehorsam sein? Im Kloster unterwirft sich jedes Mitglied der Gemeinschaft dem Leiter, dem Abt. Der vertritt die Stelle Christi, was er sagt, ist die Anweisung Gottes. Was der Abt anweist, wird unverzüglich, willig und ohne Murren getan. Denn es ist nicht entscheidend, was, sondern wie man es tut, die innere Haltung ist der entscheidende Faktor in der Schule des Dienens.

*In vielen Gemeinden spüre ich ein untergründiges Murren, Auflehnung, offene oder subtile Verweigerung. Es gibt keinen Leiter, jeder tut, was er möchte – oder die Anweisungen der Leitung werden hinterfragt und zerredet. Entsprechend ist die Stimmung aggressiv und die Haltung des Einzelnen geprägt von innerer Abwehr. Wie könnte heute eine willige, dienstbreite Unterordnung unter die Leitung aussehen?*

Benedikt fordert vom Leiter der Gemeinschaft viel: Der Abt darf nur bestimmen, was Jesus entspricht, als sein Stellvertreter muss er sich dieser Würde entsprechend verhalten. Er muss vor Gott Rechenschaft ablegen über den Umgang mit den Menschen, die ihm anvertraut sind. Er befiehlt nicht, sondern lebt das vor, was er verlangt. Er bevorzugt niemand, liebt alle im gleichen Maß. Er achtet auf Fehlverhalten und greift sofort mit Ernst und liebevoller Güte ein, wenn etwas schief läuft. Er leitet die Menschen an, indem er ihnen dient, sie zu gewinnen sucht, überzeugt und dabei auf jeden persönlich eingeht.

Der oberste Grundsatz für den Leiter lautet: Es geht nicht um die Bedürfnisse des Einzelnen, sondern um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.

Der Leiter wird von der Gemeinschaft gewählt – jeder hat also die Möglichkeit, dieses Amt zu bekommen. In dem Augenblick aber, in dem er eingesetzt ist, vertritt er nicht mehr sich selbst, sondern Jesus. Trotzdem braucht er den Rat der Geschwister (vor allem der älteren), weil sich Gott auch in dem einfachen Mitglied der Gemeinschaft offenbart. Der Leiter entscheidet in Gottesfrucht. Seine Aufgabe ist es, die Gemeinschaft so zu führen, dass kein Murren entsteht. Das „Murren“ hält Benedikt für das größte Problem der christlichen Gemeinschaft, ihm soll sofort und mit allen Mitteln gewehrt werden, es darf erst gar nicht aufbrechen. „Das Murren im Herzen findet kein Gefallen bei Gott“, betont Benedikt.

*Wenn in der Gemeinde nicht geregelt ist, wer Anweisungen geben darf, wer letztlich bestimmt und wer wem Rechenschaft gibt über das, was er tut, herrscht Unordnung. Jeder muss sich dann um sich selbst kümmern und dafür sorgen, dass er sich entfalten kann.*

*Besteht der Eindruck, nicht beachtet zu werden oder zu kurz zu kommen, macht sich Unzufriedenheit breit und der innere Groll wird zum „Murren“.*

Damit jeder seine Aufgabe in der Gemeinschaft erfüllen kann, werden Verwalter bestellt, die unter der Anleitung des Leiters dafür Sorge tragen, dass jeder das bekommt, was er braucht.

So muss sich niemand selbst versorgen, sondern kann Gott dienen.

Die Regeln mögen hart klingen, aber sie sind die „Werkzeuge der geistlichen Kunst“, wie Benedikt betont. Sie dienen dazu, dass sich geistliches Leben entwickeln kann und das Miteinander in der Gemeinschaft gelingt.

*Wo sich eine Gemeinde auf einen ganz bestimmten Verhaltensstil festgelegt hat und sich jeder den Regeln freiwillig und gern unterordnet, wächst Gemeinschaft, herrscht Freiheit und Weite.*

Die Arbeit des geistlichen Lebens erfordert Hingabe und Beständigkeit. Benedikt wird nicht müde, die Arbeiter in der Werkstatt „Gemeinschaft“ dazu aufzufordern, nicht nach eigenem Gutdünken, Gelüsten und Begierden zu handeln, sondern fröhlich den engen Weg des Verzichts und der Unterordnung zu gehen. Das gelingt, wenn der Blick beständig auf Gott gerichtet ist. Nichts soll von dieser Blickrichtung ablenken, keine Albernheiten und zu Gelächter verleitendes Geschwätz. Das Schweigen hilft, den Kontakt zu Gott nicht zu verlieren. Man soll sogar der Schweigsamkeit zuliebe auf ein gutes Gespräch verzichten.

*Werden in unseren Gemeinden nicht oft viele Worte gemacht, ohne dass etwas Wesentliches gesagt wird? Je mehr geredet wird, desto unklarer wird, um was es geht, zum Schluss weiß niemand mehr, wo ihm der Kopf steht und was getan werden soll.*

Jedes Mitglied der Gemeinschaft kennt das Ziel seines geistlichen Lebens: Der Weg führt nach oben, zu Gott. Nach oben kommt man aber nicht über Selbsterhöhung, sondern über Demut: Gottes Wille soll geschehen.

Benedikt nennt zwölf Stufen auf dem Weg „nach oben“:

1. Stufe: Ständig auf Gott bedacht sein.
2. Stufe: Den Eigensinn und Eigenwillen aufgeben.
3. Stufe: Gehorsam sein, sich der Leitung unterordnen.
4. Stufe: Unrecht ertragen, Ungerechtigkeit aushalten.
5. Stufe: Nichts verheimlichen.
6. Stufe: Gering von sich denken und den anderen höher achten.

7. Stufe: Wirklich glauben, dass man gering ist.
8. Stufe: Sich in die Gemeinschaft einordnen.
9. Stufe: Schweigen, sich zurückhalten.
10. Stufe: Keine Oberflächlichkeit, tiefer Ernst.
11. Stufe: Nur das sagen, was Hand und Fuß hat und den anderen hilft.
12. Stufe: Demütige Körperhaltung, sich herabbeugen.

*Teilweise reden wir viel über Ziele, die wir erreichen wollen. Führt der Weg zu diesen Zielen nur nach vorn – oder auch nach „oben“? Es würde sich für die ganze Gemeinde auswirken, wenn jeder wüsste, wo für ihn „oben“ ist und wie er in seinem Leben dorthin kommen kann.*

Benedikt ist es wichtig, dass jeder in seinem geistlichen Leben vor Gott steht und sich klar macht, dass Gott alles sieht: Er kennt auch die tiefsten Begierden, es gibt nichts Verborgenes. Jeder Mensch steht in einer eigenen und ganz direkten Verantwortung vor Gott.

Das führt dazu, dass sich jeder prüft: Wie sieht es in meinem Herzen aus? Das Ziel ist, ganz zu werden, ehrlich zu sein – vor sich selbst und vor Gott.

Und wenn Gott das Innerste kennt, dann muss sich auch niemand vor den anderen verstecken. Es fördert das Leben in der Gemeinschaft, wenn jeder seine dunklen Seiten den anderen bekennt und zugibt, was nicht gelungen ist. Man muss sich nichts vorspielen! Im Gegenteil: man kann sich den anderen vor die Füße werfen. Die Regel Benedikts gibt klare Anweisung, wie mit Schuld umgegangen wird. Niemand wird erniedrigt, man lernt aus den Fehlern und hilft sich gegenseitig, auf dem richtigen Weg zu bleiben. Es darf nichts Trennendes zwischen den Mitgliedern der Gemeinschaft bleiben und nichts von der eigentlichen Aufgabe, dem Lob Gottes, ablenken.

*Sind wir vielleicht in unseren Gemeinden viel zu erfolgsorientiert? Wäre es manchmal nicht besser, statt uns von unseren besten Seiten zu präsentieren, auch die Fehler zu bekennen? Die Qualität einer geistlichen Gemeinschaft zeigt sich an dem, wie mit Schuld umgegangen wird, ob man die gegenseitigen Verletzungen ansprechen und ob man sich vergeben kann.*

Denn das Hauptziel der christlichen Gemeinschaft ist das Gotteslob: Es geht bei allem um Gott. Der Gottesdienst hat absoluten Vorrang. Der wichtigste Dienst ist, ständig in der Gegenwart Gottes zu leben. Was diese Gegenwart trübt, wird bearbeitet und beseitigt.

Vor dem Angesicht Gottes zu stehen, bedeutet für Benedikt: Das Herz und die Stimme in Einklang bringen. Herz und Gedanken auf Gott hin ausrichten. Herz und Tun miteinander

verbinden. Herz und Haltung vereinen. Pro Woche werden alle Psalmen laut gebetet oder gesungen. Bei Tag und bei Nacht trifft sich die Gemeinschaft, um Gottes Lob zu singen. Das ist ihre Hauptarbeit, die sie mit Hingabe und so gut es irgend geht vollzieht.

*Kennt die christliche Gemeinde ihre Haupt-Arbeitsbereiche? Manchmal habe ich den Eindruck, dass viele Gemeinden ein prall gefülltes Gemeindeleben konstruieren, aber die eigentliche Hauptsache aus dem Auge verloren haben: der Gottes-Dienst. Ist es nicht die wichtigste Aufgabe der Christen in unserer Zeit, dass sie zusammenkommen – egal was geschieht – um auf Gott zu schauen und ihn zu ehren? Wie wird Gott geehrt?*

Wenn die Hauptsache klar ist, wird alle Arbeit zum Gottesdienst. „Wer eine Aufgabe übernommen hat, soll damit nicht andere beschämen, sondern ihnen dienen“, schreibt Benedikt in seiner Regel. Er soll über seine Seele wachen, dass ihn seine Tätigkeit nicht überheblich macht. Durch kein Tun soll dem anderen ein Grund zum Ärgernis gegeben werden. Was getan wird, soll mit Sorgfalt geschehen, ohne Vernachlässigung und Vergeudung: „Geräte und Besitz des Klosters sollen als heiliges Altargerät betrachtet werden.“

*Alle Ressourcen gehören Gott. Alle Gaben, Möglichkeiten, Fähigkeiten, sämtlicher Einsatz von Zeit, Kraft und Geld kommen aus Gottes Schatztruhe. Die Verdeutlichung dieser Tatsache könnte in unseren Gemeinden zu einem geheiligten und sorgfältigen Umgang mit allem führen, was zur Gemeindefarbeit gehört.*

Mit ganz besonderer Sorgfalt soll sich die Gemeinschaft der Kranken, Kinder, Gäste und Armen annehmen, betont Benedikt. Dieser ganz besondere Dienst hat zeitweise sogar Vorrang vor dem Gotteslob in der Kirche. Kranke haben einen hohen Stellenwert: „Man soll ihnen so dienen, als wären sie in Wirklichkeit Christus.“ Für die Schwachen (Kranke, Alte, Kinder) gilt die Strenge der Regel nicht, ihnen wird mit Güte und Verständnis begegnet, sie bekommen sogar Vorrechte. Die Kranken und Schwachen sollen aber die, die ihnen dienen, nicht durch übertriebene Ansprüche traurig machen.

*Eine Gemeinde, die sich um die Schwachen, Armen und Kranken in ihrer Mitte schart und ihnen dient, ist stark. Sie hat Christus in ihrer Mitte. Sie erkennt, wie reich sie ist und wie unendlich viel sie geben kann.*

Die Regel schafft Ordnung. Daraus erwächst Frieden und der Freiraum zum Dienen. Jeder kennt seinen Platz. Benedikt legt eine klare Rangfolge fest, die sich aus dem Eintritt in die Gemeinschaft ergibt. Es zählen also nicht Wichtigkeit oder besondere Leistungen. Die Zeit und damit die Erfahrung macht es, dass man nach „oben“ rückt. Die Älteren, die bereits schon lange zur Gemeinschaft gehören, haben den höchsten Rang – denn sie sind am weitesten fortgeschritten auf dem Weg der Demut.

Niemand hat eigenen Besitz, es gehört alles allen gemeinsam, denn alles gehört Gott. Aber jeder bekommt, was er braucht, die Schwächeren mehr, die Stärkeren weniger. Wer den anderen dient, bekommt zusätzlich etwas damit er „ohne Murren und besondere Mühe dienen kann.“ Wer es nicht schafft, wird unterstützt, damit er nicht an seiner Aufgabe verzagt.

Jeder bemüht sich um Pünktlichkeit, denn sie ehrt den anderen. Es gibt Zeiten, wo jeder für sich ist und niemand den anderen anspricht. Die Jüngeren ehren die Ältern, die Älteren lieben die Jüngeren. So ist alles geregelt.

*Hat jeder seinen Platz in der Gemeinde? Weiß jeder was von ihm erwartet wird? Wer seinen Platz kennt und sich mit seinen Gaben einsetzen kann, weiß, dass er wichtig ist. Eine Gemeinde, die dem Einzelnen Wertschätzung und Bedeutung gibt und ihm gleichzeitig hilft, sich einzubringen, spürt den Frieden Gottes – von ihr geht Segen aus. Das Gegenteil von Murren, das aus der Unzufriedenheit kommt, ist Freude und Begeisterung. Wer noch keinen Platz in der Gemeinde hat, lässt sich einen passenden zuweisen.*

Wer zur Gemeinschaft kommt, weiß genau, worauf er sich einlässt. Ihm wird die Regel mehrfach in größeren Abständen vorgelesen. Erst wenn ersichtlich ist, dass er die Bedeutung dieser Ordnung verstanden hat, wird er in die Gemeinschaft aufgenommen. Freiwillig verpflichtet er sich, diese Regel einzuhalten. Er verfasst sogar eine eigene handgeschriebene Urkunde mit seinem Versprechen, das er auf den Altar Gottes legt. Damit hat er sich vor Gott an diese Ordnung gebunden, die er nun mit den anderen zusammen lebt.

*Machen wir es uns in der Gemeinde oft nicht zu einfach? Müssten wir von denen, die zur Gemeinde gehören nicht auch etwas fordern – zu ihrem eigenen Vorteil? In einer Gemeinde, in der die gegenseitige Verpflichtung vor Gott laut geworden ist, hat jeder eine klare Entscheidung getroffen, zu der er steht. Diese Gemeinde ist tragfähig in Krisen.*

Benedikt ist am 21. März 547 gestorben – vor 1460 Jahren. Aber seine Regel ist auch heute aktuell. Sie ist es wert, dass wir uns im Hauskreis, in der Mitarbeiterrunde oder im großen Kreis der Gemeinde mit ihr beschäftigen – um dabei zu einer eigenen, gemeinsamen Verpflichtung finden.

Quelle: Die Regel des heiligen Benedikts, Beuroner Kunstverlag, 2006

## Regeln, Werte, Normen

Gerade weil heute die Freiheit grenzenlos ist und für viele Menschen das Zusammenleben nicht mehr in der Kinderstube eingeübt wurde, müssen wir uns auch in der Gemeinde vermehrt mit einem heiklen Thema befassen: Das Gemeindeleben muss geregelt werden. Ethische Werte sind nicht mehr selbstverständlich, es ist nicht mehr eindeutig, was dem Leben dient. Wie geht man menschlich miteinander um? Welches Verhalten dient dem Miteinander in einer Gemeinschaft?

Wir müssen uns in den Gemeinde darüber unterhalten, wie wir unser Zusammenleben gestalten wollen. Früher haben feste Traditionen diese Aufgabe übernommen, es war vorgeschrieben, was man zu tun hatte: In der Kirche musste man sich „anständig“ verhalten, die Männer mussten die Kopfbedeckung abnehmen, während des Glockenläutens verharrte man in stiller Andacht, der Pastor wurde mit „Herr Pfarrer“ angesprochen. Heute ist das nicht mehr so, alte Zöpfe wurden abgeschnitten, dabei hat man aber vergessen, sich um neue, zeitgemäße Regeln zu kümmern. Ich denke nicht daran, dass man wieder einen Verhaltenskodex für den Gottesdienstbesuch festlegt, es schadet nicht, dass diese steifen Vorschriften vorbei sind. Aber es geht darum, dass sich der einzelne so verhält, dass es der Gemeinschaft dient und die große Frage ist: wie sieht das aus?

Ausgehend von den Grundwerten der Gemeinde geht es nun ins Detail: Wie wird diese Grundlage umgesetzt? Was ist in unserem Verhalten und im Umgang miteinander nötig, dass wir ihr gerecht werden? Gehen wir diesen Grund-Sätze, wie wir sie als Fazit 1-4 formuliert haben, einmal entlang und überlegen uns dabei, welche Konsequenzen daraus erfolgen.

Da heißt es: „*Wir fordern jeden Menschen dazu auf, sein Leben in Freiheit und Verantwortung zu leben.*“ Das bedeutet für den Umgang miteinander, dass der einzelne in seiner Persönlichkeit geachtet wird. Wir gehen höflich und zuvorkommend miteinander um. Es schadet nichts, wenn ich beispielsweise dem anderen die Türe aufhalte und ihm den Vortritt lasse. Wir lassen einander ausreden und fallen uns nicht ins Wort. Wir unternehmen nichts, was die Ehre des anderen schädigen würde. Wir machen uns gegenseitig nicht schlecht und reden nicht hinter dem Rücken in unfaire Weise über andere. Jeder bekommt das Recht, sein Verhalten selber zu erklären. Auch wenn jemand einen anderen Weg wählt und die Gemeinde verlässt, ist er nicht unser Feind. Wer eine Entscheidung trifft, steht dazu und schiebt dann, wenn sie sich als falsch herausstellt, nicht die Schuld auf andere. Wahrheit und Offenheit prägen den Umgangsstil der Gemeinde.

„*Wir fördern das Zusammenspiel der unterschiedlichen Meinungen.*“ Das bedeutet konkret: Jeder bekommt Gelegenheit, seinen Standpunkt zu vertreten. Gemeindeglieder haben deshalb das Recht, sich im Gottesdienst zu äußern. Wir richten eine Gemeindeversammlung

ein, in der die verschiedenen Meinungen zur Sprache kommen können oder bilden im Gemeindebrief ein Forum dafür. Gäste dürfen sich in den Sitzungen des Gemeindevorstandes genauso äußern wie die gewählten Vertreter. Wer eine Idee hat, darf sie einbringen, wer Mitarbeiter werden möchte, spricht das mit der Gemeindeleitung ab und wird dann offiziell vor der ganzen Gemeinde in diese Aufgabe eingesetzt.

*„Wir haben ein verbindliches Ja zueinander und halten auch in unserer Unterschiedlichkeit aneinander fest.“* Das kann zu folgenden Regeln führen: Wir nehmen regelmäßig an den Veranstaltungen der Gemeinde teil. Wer eine Aufgabe übernommen hat, führt sie gewissenhaft durch. Wenn jemand verhindert ist, meldet man sich ab. Auf schriftliche Einladungen wird geantwortet, man lässt es nicht offen, ob man Lust hat zu kommen oder nicht. Gemeindeveranstaltungen haben Vorrang vor anderen Verpflichtungen. Was im Hauskreis miteinander geredet wird, dringt nicht an die Öffentlichkeit. Jedes Gemeindeglied wählt sich eine Person, zu der sie Vertrauen hat und mit der sie seelsorgerliche Fragen besprechen kann. Die Gemeindeleitung darf Gemeindeglieder auf ein falsches Verhalten ansprechen und sie ermahnen. Wer einen Verstoß bemerkt, spricht diesen Umstand mit dem Betreffenden an, verändert er sein Verhalten nicht, wird die Gemeindeleitung darüber informiert.

*„Wir sind als christliche Gemeinde eine herausfordernde Antwort auf die egoistische und individualistische Zersplitterung unserer Gesellschaft“.* Dann müssen wir uns auch anders verhalten! Was heißt das zum Beispiel bezogen auf den Umgang mit unserem Geld? Sind wir genauso fixiert auf Gewinn wie es auf dem Markt üblich ist? Oder geben wir gern das, was wir haben, für die Belange der Gemeinde und darüber hinaus, wenn wir sehen, dass jemand Not leidet? Eine Gemeinde, die diese Grundlage ernst nimmt und eine Alternative zur Gesellschaft sein will, übt vor allem an dieser Stelle ein anderes Verhalten ein: Sie teilt miteinander, was sie hat. Wenn es einer Familie schlecht geht – weil der Familienvater beispielsweise arbeitslos ist – kann es durchaus vorkommen, dass er Umschläge mit Geldscheinen im Briefkasten findet. Die Gemeinde trägt ihn mit. Weil der harte Druck der Konkurrenz außer Kraft gesetzt ist, schaut man nicht, wie man selbst am besten durchkommt, sondern achtet in jeder – auch in materieller – Hinsicht, dass es jedem gut geht. Wenn die Schere zwischen arm und reich immer größer wird, ist die Gemeinde herausgefordert, denen zu dienen, die auf der Verliererseite stehen. Sie macht sich Freunde mit dem ungerechten Mammon und steht für Arme und Bedürftige ein.

In solchen Regeln wird ausgedrückt, dass man Interesse aneinander hat und dass Liebe das Zusammenleben gestaltet. In ihnen wird deutlich, dass es um die Mitte Jesus Christus geht und es wird ausgeschlossen, was nicht mehr dazu gehören kann, weil es ein Verhalten ist,

das dem Evangelium zuwider läuft (Betrug, Diebstahl, falsche Lehre, Missbrauch von Menschen jeglicher Art, Gewalt in allen Spielarten...). Die Regeln sind eine konkrete Umsetzung des biblischen Auftrags für unsere Zeit, deshalb leuchtet in ihnen immer wieder das Ziel auf: „Menschen sollen gerettet werden“. Weil wir von Gott einen Auftrag haben und ein Ziel ansteuern, geben wir uns diese Regeln, sie sind ein Geländer, damit wir unsere Richtung nicht verlieren. Sie ermöglichen es uns, auf dem Weg zu bleiben, den wir eingeschlagen haben. Die Retterliebe Gottes spricht durch sie und wird in unserem Verhalten zur Nächstenliebe. Regeln bilden den äußeren „Anreiz zu allem guten Werk“ (Hebräer 10,24).

Die Regeln, die wir uns geben, ordnen das Zusammenleben. Ich betone hier „die wir uns geben“! Regeln fallen nicht vom Himmel, sie sind auch nicht ein Instrument der Leitung, um die Gemeindeglieder beherrschen zu können. Schon allein die Frage: „Wie gestalten wir unser Zusammenleben?“ führt dazu, dass man sich ausgiebig mit sich selbst beschäftigt – und das wirkt sich wiederum auf die Gemeinschaft aus.

Ich war einige Jahre lang für die Kinder- und Jugendarbeit der „Zeltstadt“ verantwortlich, ein großes Gemeindecamp in den Sommerferien. Für die rund 1.000 Kinder, die mit ihren Eltern zu uns kamen, benötigten wir ungefähr 160 Mitarbeiter. Sie setzten sich jedes Mal aus einem sehr bunten Haufen sehr unterschiedlicher Prägungen, Vorstellung und Voraussetzungen zusammen. Das war sehr interessant! Aber damit das Zusammenleben während der „Zeltstadt“ reibungslos laufen konnte – denn im Verlauf dieser Woche war keine Zeit mehr für Grundsatzfragen – entwickelten wir vorher miteinander die nötigen Regeln. Wir klärten, worauf es in der Mitarbeit ankam und besprachen die daraus folgenden Konsequenzen, wenn sie nicht eingehalten würden. Da wurde zum Beispiel festgelegt, dass wenigstens in Gegenwart der Kinder nicht geraucht werden sollte (denn ganz ausschließen konnte man den Konsum der Zigarette nicht), dass alle Mitarbeiter um 24 Uhr in ihren Schlafsack kriechen sollten, damit sie am anderen Morgen fit sind (das erwies sich als eine sehr harte Regel) und dass während der Zeltstadt kein „Liebesverhältnis“ begonnen werden sollte. Vor allem über den letzten Punkt diskutierten wir sehr lange: „Was ist, wenn es mich nun trifft, wie der Blitz aus heiterem Himmel und ich verliebe mich?“ Auf diese Weise redeten wir über ein heikles und wichtiges Thema ganz offen. Kommt die Liebe denn über mich, ohne dass ich etwas dazu tue? Wir waren in dieser Frage sehr unterschiedlicher Meinung, aber alle verstanden, dass eine Liebesbeziehung so viel Kräfte, Energie und Gedanken in Anspruch nehmen würde, dass für die Kinder, für die wir an erster Stelle da sein wollten, nichts mehr übrig sein würde. Um der Sache – und damit den Kindern – zu dienen, waren die meisten bereit, deshalb auf diese Regel einzugehen.

Eine weitere Lektion lernte ich, als ich die gleichen Regeln ein Jahr später so wie im Vorjahr übernehmen wollte, um mir damit die neuerliche mühsame Arbeit zu sparen. Ich erntete



starken Widerstand! Es waren nicht die Regeln der diesjährigen Mitarbeiter, sie empfanden sie als aufgesetzt und autoritär. Wir mussten uns doch wieder an die Arbeit machen, aktuelle Richtlinien zu schaffen. Ich merkte dabei, dass Regeln etwas Eigenes sein müssen und immer wieder der Überprüfung und Aktualisierung bedürfen. Regelmäßig muss gefragt werden: Sind sie noch aktuell? Können wir Regeln fallen lassen, müssen wir andere Bereiche aufnehmen?

Regeln befassen sich mit heiklen Punkten, die am besten geklärt sind, bevor es in einem Bereich zu Problemen kommt. Sie legen schon im Vorfeld fest, wie im Konfliktfall zu verfahren ist. Das gibt Sicherheit und Klarheit. Man weiß, auf was man sich einlässt.

Regeln klären zum Beispiel den Umgang der Geschlechter untereinander („auf unseren Gemeindefreizeiten schlafen unverheiratete Paare nicht in einem Zimmer“), sie beschreiben die Voraussetzung, die ein Mitarbeiter der Gemeinde haben soll („mitarbeiten kann nur, wer Jesus Christus als seinen Herrn angenommen hat“), sie legen die Zuständigkeiten fest (wer ist für was verantwortlich?), sie regeln organisatorische Vorgänge (Raumbelegung im Gemeindehaus, Materialbenutzung, Geldmittel) und geben vor, wie Entscheidungen getroffen werden (Anträge an den Gemeindevorstand erfolgen nur über den Pfarrer).

Aus den Regeln wird eine Gemeinkultur, sie durchdringen das Gemeindeleben und schaffen eine gemeinsame Identität: „Bei uns ist das so!“ „Wir leben so miteinander, weil wir das als richtig erkannt haben!“ Dadurch haben Regeln, wenn sie freundlich und offen – und nicht direktiv und streng – gehandhabt werden, eine enorm Gemeinschaft stiftende Funktion.

### **Praxis:**

Erarbeiten Sie gemeinsam in Ihrer Gemeinde ein Grundsatzpapier, in dem folgendes festgelegt wird:

Wir sind Gemeinde, weil...

Als Gemeinde ist uns wichtig, dass...

Als Gemeinde haben wir folgenden Auftrag:

Deshalb pflegen wir folgenden Umgangsstil:

In unserer Gemeinde dulden wir nicht, dass...

In Konfliktfällen oder Problemsituationen gehen wir folgendermaßen vor:

Zu unserer Gemeinde gehört, wer...

## Steh auf Gemeinde Jesu...

Ein großes Problem in vielen Gemeinden ist die Passivität. Die meisten Gemeindeglieder verhalten sich wie Konsumenten, sie wählen aus, was ihnen von der Angebotspalette zusagt, kommen, nehmen auf und gehen wieder. Es ist mir schleierhaft, was sie mit dem Gehörten anfangen. Vielleicht wird im Anschluss an eine Veranstaltung noch ein kritischer Kommentar über die Qualität des Redners und den Inhalt seiner Botschaft abgegeben, aber damit hat es sich dann auch schon. Dabei wissen eigentlich alle, was sie wissen müssen. Jeder hat das Gleiche in verschiedenen Spielarten schon mehrfach gehört - nur in der Anwendung hapert es!

Wir sind von einer Kirche des Wortes zu einer Kirche des passiven Hörens geworden. Die Mündigkeit der Gemeindeglieder hat sich in eine „Schlitzohrigkeit“ verwandelt. Man hört nur das, was man hören will. Man hört sich eine Predigt oder einen Vortrag an, so wie man eine gute Mahlzeit verspeist, danach fühlt man sich angenehm gesättigt und träge, reif für einen guten Verdauungsschlaf.

Und wenn etwas nicht interessiert oder von vornherein klar ist, dass man zur Mitarbeit genötigt wird, geht man gar nicht hin. Oder, man verlässt die Veranstaltung einfach, wenn in einer Gruppenarbeit die Konsequenzen aus dem Gehörten gezogen werden sollen. Da bleibt dann nur ein kleiner Rest, um das zu reden, was schon immer bei diesen Gelegenheiten und in diesen Gruppen geredet wurde, um sich in seiner Meinung weiter bestätigt zu fühlen und mit dem zufriedenen Gefühl heimzugehen: Ich habe es ja schon immer gewusst!

Wir Redner sind aber zu einem großen Teil mit Schuld an diesem Dilemma. In immer neuen Variationen versuchen wir die alten Themen neu interessant zu machen. Immer plastischer werden die Schlag-Worte, wir wollen ja unsere Zuhörer herausfordern und stumpfen sie dabei immer mehr ab. Wir dröhnen ihnen in die Ohren - teilweise elektronisch verstärkt - und sie machen einfach zu oder stellen auf Durchzug: nichts bleibt haften. Es ist wie bei einem Korb, in den Wasser geleht wird: auch wenn ich noch so viel hineingieße bleibt nichts darin. Natürlich, der Korb ist anschließend gewaschen und sauber, man hat das Gefühl einer inneren Reinigung, man fühlt sich gut, aber es bleibt nichts handfestes zurück, es werden keine Konsequenzen gezogen, es verändert sich letztlich nichts.

In glühenden Farben malen wir Referenten den Zuhörern Bilder an die Wand, beschreiben ihnen anschaulich, wie es auf dem Gipfel der Erkenntnis aussieht, führen sie hinein in die höheren Regionen des geistlichen Lebens, aber statt sich dadurch herausfordern zu lassen, sich selbst auf den Weg in diese Regionen zu begeben, bleiben die Menschen in ihren Stühlen sitzen. Wir reden vom Gehen, von Anforderungen und steilen Aufsteigen, von einem weiten Blick in das Reich Gottes - aber die Menschen, die uns zuhören sitzen bequem vor uns und hören uns zu.

Nach unserem Vortrag haben sie das Gefühl, sie wären dort gewesen, sind zufrieden, denn sie müssen all die beschwerlichen Wege nicht mehr selbst gehen, das haben wir ja für sie übernommen. Sie wissen nun, wie es dort oben aussieht, sie können sich die schwierigen

Aufstiege sparen. Sie wissen nun wie Erweckung ist, sie müssen sie gar nicht mehr selbst erleben. Das ist doch viel einfacher! Und das sind wir doch alle durch unsere Medien so gewöhnt: Wir wissen wie es woanders aussieht und wie es da zugeht - wir müssen gar nicht mehr selbst dahin. Wir können in unserem gemütlichen Sessel sitzen bleiben.

Die Gesäßmuskeln sind in unserer Zeit stärker ausgeprägt als unsere Geh-Muskeln! Und das schlimmste dabei ist: Wir merken es nicht einmal, dass uns etwas fehlt! Wir erwarten es gar nicht mehr anders. Wir sehr wir auf diese Vorgänge gepolt sind, merke ich, wenn ich zu einem Thema in eine Gemeinde eingeladen werden:

Ich werde gefragt, was ich sagen werde. Es ist wichtig, dass das Thema interessant formuliert ist. Es kommt den Verantwortlichen darauf an, dass ich ja etwas „rüberbringe“ und das Richtige so sage, dass die Zuhörer zufrieden sind. Es ist kaum eine Vorstellung davon da, dass wir zu einem Thema etwas gemeinsam erarbeiten, dass es Gemeindeglieder gibt, die mindestens genauso viel zu diesem Thema zusagen haben, wie der Referent. Es wird der Gemeinde nicht zugetraut, dass wir, wenn wir zu diesem Thema eigenen Gedanken und Erfahrungen sammeln und auswerten mindestens genauso weit kommen, wie wenn „nur“ ein Referat gehalten wird. Es wird selten danach gefragt, was mit diesem Vortrag erreicht werden soll, wo man miteinander hinwill. Man möchte nicht an Konsequenzen miteinander arbeiten und sich die notwendigen nächsten Schritt auf ein Ziel hin überlegen.

Wenn man das tun würde, würde man schnell erfahren, dass einer allein nicht weiterkommt und wir aufeinander angewiesen sind. Wir würden erleben, wie wir uns in unserer Unterschiedlichkeit ergänzen können, wie wir einander helfen mit unseren Erkenntnissen und Erfahrungen. Probleme würden zu gemeinsamen Herausforderungen und Schwierigkeiten, Krisen und Konflikte würden uns zu einem starken Team zusammenschließen. Die gemeinsame Arbeit schweißte uns zusammen, so wie eine anstrengende Bergwanderung mit kräftigen und schweißtreibenden Aufstiegen sich selbst und den anderen in einem ganz neuen Licht zeigte. Miteinander auf dem Gipfel zu stehen und auf die bewältigte Wegstrecke zurückzublicken gibt ein gutes Gefühl und motiviert für die nächsten Anstrengungen!

Das alles haben wir nicht, wenn wir nur passive Zuhörer bleiben, wenn wir nur aufnehmen und weiter in unseren Gemeinden auf unseren Stühlen oder Bänken hocken.

Wir müssen aufstehen - im wahrsten Sinne dieses Wortes. Wir müssen in Bewegung kommen. Das Sitzen ist eine ungesunde und schädliche Körperhaltung! Wir sitzen sowieso zu viel!

Wagen wir doch ganz neue Wege. Seien wir bereit uns anders als bisher zu eigenem tun, zu eigenem Nachdenken und Handeln herausfordern zu lassen. Schaffen wir statt Referate Werkstätten, in denen wir arbeiten und in denen auch „Späne fallen“ können und hören wir statt auf Vorträge einander zu, reden wir miteinander und handeln wir gemeinsam. Lösen wir doch die starren Stuhlreihen auf und bilden kleine Gesprächskreise in unseren

Versammlungsräumen. Lassen wir uns auf Methoden ein, durch die jeder zu Wort kommt. Nehmen wir das Bibelwort ernst, dass jeder, der in den Gottesdienst kommt, etwas mitbringt und einbringt. Hier haben wir noch viel zu entdecken!

Aber dadurch würden wir zu einer Gemeinde, die mündig wird, die in Bewegung gerät, die einander wahrnimmt und nicht nur fixiert ist auf die eine Person vorne am Rednerpult oder auf der Kanzel. Wir würden zu einer Gemeinde, die aus ihren gemütlichen Nischen heraustritt, die nicht mehr konsumiert, sondern handelt, die Schwierigkeiten und Herausforderungen angeht, statt sich nur distanziert über ein abstraktes Thema auszutuschen, das sie gar nicht berührt. Wir brauchen in unserer Gemeinde nicht nur gute Redner und Prediger sondern genauso gute Moderatoren und Gesprächsleiter und wir brauchen Gemeinden, die sich zum Aufstehen und mitmachen bewegen lassen.

## Was dient der Gemeinde?

*Frage: In unserer Gemeinde haben wir zwei Pfarrer, die in allem, was sie sagen und tun, grundverschieden sind. Es kommt mir oft so vor, als würden wir als Gemeinde „auf zwei Hochzeiten tanzen“. Das geht doch nicht, oder?*

### Zwei unterschiedliche Ansätze

In einer landeskirchlichen Gemeinde gibt es zwei Pfarrer, die in ihrer Gemeindegearbeit ganz unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Der eine ist mehr dafür, dass etwas „los“ ist, er organisiert gern und führt viele Veranstaltungen durch. Der andere ist eher der Seelsorger, ein väterlicher Typ, der intensiven Kontakt zu den Gemeindegliedern pflegt. Die beiden unterschiedlichen Charaktere würden sich ja gut ergänzen, wenn nicht auch grundsätzliche Überzeugungen dazukämen: Während der erste mehr dafür ist, die Dinge laufen zu lassen, zu sehen was Gott tut und gelassen abzuwarten, wie sich die Gemeinde entwickelt, setzt sich der zweite für eine straffere Leitung ein und dafür, das Gemeindeleben zu planen und zu „kontrollieren“. An dieser Stelle haben sich die beiden Amtsbrüder ständig in den Haaren. Bei jeder Gemeindegemeinschaft wird auf unterschwellige und feine Weise gegeneinander agiert - so, dass die gegensätzlichen Standpunkte deutlich zu spüren sind, aber nicht so, dass es zu einem offenen Schlagabtausch kommt. Nur im Gemeindevorstand kam es bereits zu beängstigenden Duellen. Neulich ging es zum Beispiel um zwei jüngere Mitarbeiter, die einen Jugendkreis beginnen wollten. Während der erste Pfarrer dafür plädierte, dass beide mit diesen Aufgaben beginnen sollten, war der zweite dagegen und meinte, sie seien noch zu jung und sollten zunächst unter seiner Anleitung in der Kinderkirche beginnen. Der erste Pfarrer hielt dagegen, dass die beiden jungen Mitarbeiter sich schon entwickeln würden, sie bräuchten dazu nur eine Herausforderung. Im Verlauf der Diskussion warf der eine Pfarrer dem anderen vor, er hätte einen „Kontrollgeist“ und ihm selbst wurde unterstellt, er sei kein geistlicher Leiter und würde die Verantwortung, die ihm Gott gegeben habe, nicht wahrnehmen. Die Auseinandersetzung blieb unentschieden und die Entscheidung wurde schließlich vertagt. Die Kirchengemeinderäte fühlten sich in diesen Auseinandersetzungen als Spielball, ständig hin- und hergeworfen zwischen den beiden Standpunkten. Die Querelen ermüdeten sie, aber sie konnten nichts dagegen unternehmen.

### Eine klare Linie

Eigentlich wusste jeder in der Gemeinde, dass diese Streitereien mehr theoretischer Natur waren und dass die beiden diese Auseinandersetzungen „brauchten“. Im Grunde waren sie nicht böse gemeint und auch nicht sehr ernst zu nehmen.

Nach der Auseinandersetzung um die beiden jungen Mitarbeiter meldeten sich aber einige verantwortliche Gemeindeglieder zu Wort, die diese ständigen Reibereien leid waren: „Wir brauchen eine klare Linie, wir müssen wissen, ob wir nach rechts oder nach links

marschieren, wir brauchen eine Gemeindeleitung, die einmütig ist und die uns sagt, wo es lang geht.“

Durch dieses starke Votum und durch die Forderung nach einer eindeutigen Linie neigte sich die Waage, sie bisher immer gleichmäßig hin und her gewippt war, in Richtung auf den zweiten Pfarrer. Dadurch wurde der Streit ernst, es ging nun wirklich darum, wer mehr Recht hatte. Dieser harte Machtkampf führte dazu, dass der erste Pfarrer die Gemeinde verließ und die Gemeinde nun auf eine verbindliche Linie eingeschworen wurde.

### **Unterschiede aushalten**

Unterschiedliche Standpunkte in einer Gemeindeleitung sind möglich, wenn es in grundsätzlichen Lehrfragen Einheit gibt (gemeinsames Gemeindeverständnis, die Bedeutung der Bibel als das Wort Gottes, Jesus das Haupt der Gemeinde...) und wenn die Gemeinde die unterschiedlichen Standpunkte integrieren kann. Die Gemeinde muss die Klammer, das Verbindende der beiden Pole sein und für Ausgewogenheit sorgen. Sie sorgt für eine Balance der Gegensätze. Sobald sich aber die Gemeinde in einem wesentlichen Teil für eine Seite stark macht, kommt es zu Machtkämpfen und einer bleibt auf der Strecke.

Bei grundsätzlichen, theologischen - aber vielleicht sehr theoretischen - Auseinandersetzungen gibt meistens der pragmatische Standpunkt den Ausschlag: „Und wie soll das jetzt praktisch gehen?“ Solange die Frage nach der Umsetzung nicht gestellt wird, sind auch gegensätzliche Positionen möglich.

Das heißt für eine Gemeinde: Die praktischen Fragen von den Grundsatzdiskussionen lösen und auf dieser - pragmatischen - Ebene eigenständig Entscheidungen treffen. Für die einzelnen Arbeitsbereiche gibt es Leiter mit Kompetenz, diese entscheiden für ihre „Abteilung“.

Niemand lässt sich in die Grundsatzdiskussionen mit hineinziehen, sondern man bleibt unbeteiligter Zuschauer! Die „Schaukämpfe“ werden ohne aktive Beteiligung der Gemeinde durchgeführt. Diese Grundsatzdiskussionen werden einfach zum Steckenpferd der beiden Pfarrer erklärt. Die Auseinandersetzungen sind theoretisch wichtig, aber spielen für das Gemeindeleben keine Rolle. Für die praktischen Entscheidungen gelten andere Gesetze: die gegenseitige Achtung, der Respekt vor der Andersartigkeit des anderen, die Liebe zueinander und das Ziel, zum Wohl der ganzen Gemeinde zu handeln. Man fragt sich nicht, wer Recht hat, sondern was der Gemeinschaft dient, damit sie wachsen und leben kann.

## Die sieben Sendschreiben – für Gemeinden von heute?

Bevor im letzten Buch der Bibel – die Offenbarung des Johannes – der Seher Johannes einen tiefen Einblick in Gottes Zukunft bekommt, öffnet sich sein Blick für die Gegenwart: er hört die Bewertung Gottes über sieben Gemeinden im Raum Kleinasiens, das Lob Gottes, aber auch seine Ermahnung und Korrektur für die Christen der damaligen Zeit. Während der Apostel Johannes auf der Insel Patmos in der Verbannung weilt und sich nicht vom Fleck rühren kann, schaut er hinüber zum entfernten Festland und sieht die christliche Welt aus Gottes Blickwinkel. Er sieht dabei mehr als das, was mit den Augen wahrgenommen werden kann, er sieht tiefer, er gewinnt einen intensiven Einblick in den Zustand der Gemeinden. Ist diese Sichtweise auch noch heute aktuell, betrifft sie auch Gemeinden in unserer Zeit?

### **Ephesus: Die Gemeinde des Anfangs**

Als erstes kommt die christliche Gemeinde in Ephesus in den Blick, einer Großstadt mit bedeutenden kulturellen Einrichtungen, einem wichtigen Seehafen und einem ausgeprägten religiösen Leben. In der Apostelgeschichte wird ausführlich über die Situation in Ephesus zur damaligen Zeit berichtet. Hier besteht eine Gemeinde, die noch sehr jung ist. Trotzdem hat sie bereits viel durchgemacht, Mühsal mit Geduld ertragen und klare Stellung gegen das Böse bezogen und dabei auch Widerstände erfahren und Ablehnung riskiert. Die Probleme haben sie geprägt, sie ist rasch gealtert, aus der Offenheit des Anfangs wurde Geschlossenheit. Sie war genötigt, sich abzugrenzen, Positionen zu beziehen, sich festzulegen. Die Begeisterung des Anfangs verwandelte sich im Feuer der Herausforderungen schnell in das Bemühen um Kontrolle: Man wollte alles im Griff haben, aus der Liebe zu Gott wurde das Befolgen von Lehrsätzen und dogmatischen Verbindlichkeiten. Mehr als auf Gott vertraute man der eigenen Kraft. Gottes Ermahnung an diese Gemeinde: Geh zurück zu der ersten Liebe, finde einen neuen Zugang zu deinem Anfang, tue die begeisterten Werke der Ursprünglichkeit.

Heute könnte das die Gemeinde sein, die neugegründet unvermittelt in herausfordernde Situationen kam, in denen sie sich abgrenzen musste. Die Freude des Anfangs verpuffte in den Schwierigkeiten, sie war genötigt „dicht zu machen“, eindeutige Stellung zu beziehen und sich abzugrenzen. In dem Bemühen um die reine Lehre verdampfte die Liebe zu Gott und zueinander. Gottes Aufruf an diese Gemeinde: Tue die ersten Werke, komm zurück zum Anfang, finde erneut zur Gelassenheit der Liebe, wage den Neuanfang! Vertraue nicht auf deine eigene Kraft, sondern rechen mit Gottes Möglichkeiten: Du musst nicht alles im Griff haben.

### **Smyrna: Die Gemeinde in der Bedrängnis**

Smyrna steht für die vielen Gemeinden, die in Bedrängnis geraten und Verfolgung erleiden müssen. Sie ist der Verleumdung ausgesetzt und empfindet sich als arm und bloßgestellt. Sie hat keine Erfolge vorzuweisen, nichts womit sie glänzend könnte. Es wurde ihr alles genommen, sie steht mit dem Rücken zur Wand. Und trotzdem ist diese Gemeinde, die sich so bedürftig und schwach vorkommt, reich. Ihre Treue ist der Schatz, der sie auszeichnet. Sie bekommt die Krone des Lebens, sie wird von Gott geadelt und aufgewertet. Gerade die Gemeinde, die nicht viel von sich hält, bekommt von Gott großes Lob, in seinen Augen ist sie wertvoll und schön.

Das Zeugnis Gottes für diese Gemeinde ist ein Trost für alle Gemeinden in Bedrängnis und Verfolgung. Wer von der Welt klein- und fertiggemacht wird, ist bei Gott groß. Wichtig ist, dass diese Gemeinde nicht selbstmitleidig ihre Wunden leckt und über ihre Bedürftigkeit jammert, sondern dass sie auf Gott schaut. Von ihm bekommt sie ihren Wert und ihre Würde. Keine Gemeinde muss sich ihrer Wunden schämen, die ihr von andern zugefügt werden. Wo sie am Ende ist kann Gottes Leben in ihr Raum gewinnen und um so reicher pulsieren! Die Gemeinde soll treu sein, konsequent und klar – und wenn es sie das Leben kosten sollte. Sie soll an dem festhalten, was sie von Gott her ist.

### **Pergamon: Die erfolgreiche Gemeinde**

Die Gemeinde in Pergamon hat es längere Zeit in einer sehr herausfordernden Umgebung ausgehalten. Sie ist dabei stark und selbstbewusst geworden. Sie weiß, was sie kann. Schwierigkeiten hat sie bewältigt und obwohl die heidnische Umwelt einem Hexenkessel gleich, hat sie an Gott festgehalten. Auch Verfolgung und das Martyrium von Gemeindegliedern hat sie ertragen. Aber der Druck von außen hat bei einigen Teilen der Gemeinde zu einem geistlichen Elitedenken geführt. Einige kamen sich schon vor, als seien sie durch alle Nöte geläutert, nun bessere Menschen, im Glauben bewährt und deshalb reifere Christen als andere. Der Hochmut einiger spaltete die Gemeinde und manche versuchten, ihren Glauben durch eigene Leitung aufzuwerten, zu beweisen, dass ihr Glaube mehr galt als der anderer.

Die Gemeinde in Pergamon steht für alle Gemeinden, die denken, Gemeinde sei mit eigenen Mitteln machbar, wenn man nur die richtigen Programme einsetzt. Wenn der Glaube zur Methode wird und die richtige Art zu Glauben Christen voneinander trennt, dann wird es gefährlich! Wenn sich der eine über den anderen erhebt und besser weiß als er, wie der Weg der Nachfolge aussieht, dann herrscht der Fluch Bileams, wo eigentlich der Segen Gottes fließen soll. Wo um Nebensächlichkeiten gestritten wird, weil es ums Rechthaben geht, wird sich Gott in den Streit einmischen und mit seinem Wort zeigen, worauf es wirklich ankommt. Allen stolzen, selbstgerechten Gemeinden wird gesagt: Tue Buße, kehre um!

### **Thyatira: Die alte Gemeinde**



Die Gemeinde in Thyatira hat Geduld gelernt. In den langen Jahren des Miteinanders wurden viele Werke der Liebe getan und ein Dienst verrichtet, der aus dem Glauben kam. In dieser Gemeinde ruht ein großer Schatz an Erfahrung, der immer noch größer wird. Aber manchmal ist gerade dieser Schatz ein Hindernis für alles Neue – vor allem dort, wo er als eigener Besitz angesehen wird. Die Gemeinde möchte am liebsten an all dem festhalten was sie bisher erreicht hat und nichts riskieren. Sie will den Schatz nicht zur Verfügung stellen, das zwingt sie zu vielen Kompromissen. Sie ist in Sach-Zwänge eingebunden, die sie nicht mehr frei sein lassen. Um niemand verletzen zu müssen, wird es allen recht gemacht. Dabei wird auch die Wahrheit verbogen und ein Schlingerkurs gefahren, die zentrale Botschaft verwässert, der Glaube aufgeweicht und nach dem Motto: „Alles ist möglich“ auch der Manipulation Tür und Tor geöffnet. Die Schwachen bekommen ein großes Gewicht, weil sie am lautesten schreien. Geistlicher Missbrauch verunsichert und zuletzt ist nichts mehr klar.

Thyatira steht für viele Gemeinden in postmoderner Zeit, die unter dem Zeichen großer Toleranz alles erlauben und keine Grenzen mehr ziehen. Der Verlust an Klarheit und Eindeutigkeit führt zur Willkür, jeder darf glauben, denken und tun, was er für richtig hält. Jeder definiert seinen Glauben auf eigene Weise, gleichzeitig wird die Anschauung des anderen abgelehnt. Die Wahrheit gilt nur für einen selbst, aus vielen Teilen bastelt sich die Gemeinde ihren eigenen Gott. Gottes Aufruf: Die Gemeinde soll überwinden: zuerst sich selbst. Sie soll eindeutig werden, sich stellen und Position beziehen. Dann wird sie auch die Welt überwinden!

### **Sardes: Die müde Gemeinde**

Die Gemeinde in Sardes hat auf den wiederkehrenden Jesus gewartet, sie ist dabei müde geworden und eingeschlafen. Das Problematische ist: sei merkt es nicht einmal, sie wähnt sich aktiv und voller Entschlossenheit. Dabei träumt sie. Sie ist aus der Wirklichkeit in ihre eigene Sicht abgetaucht. Sie ist abgetaucht und hat sich aus der Realität verabschiedet. Sie bildet sich ein, was sie ist, aber sie ist es nicht. Sie muss wieder zu sich zurückfinden: zu ihren Wurzeln, zu der Berufung Gottes zur Klarheit des Geistes, zum Bewusstsein, was sie im Namen Jesu tun kann. Sie muss das neu in die Hand nehmen, was sie von Gott bekommen hat und was ihr nun im Schlaf aus der Hand geglitten ist. Sie muss aufwachen und erkennen, dass sie geschlafen hat – dann findet sie zurück zum Leben.

Viele Gemeinden wind wie die Gemeinde in Sardes müde geworden. Sie haben viel getan, gehofft, gebetet, gesehnt und Großes erwartet. Dann ist ihr Licht erloschen, sie sind müde geworden und eingeschlafen. Im Halbschlaf haben sie sich ihre eigene Sicht geschaffen. Sie sind nicht bei sich, sie sind nicht in der Wirklichkeit, sie verlieren sich in Träumen und Visionen. Sie sind mehr in der Zukunft als in der Gegenwart. Ihre Vorstellungen sind schöner, als mit der Realität konfrontiert zu werden. In ihren Vorstellungen und Plänen ist diese Gemeinde stark, aber tatsächlich geschieht so gut wie nichts. Geistlich ist diese Gemeinde wie tot. Sie muss aufwachen, sich stellen, den Mut entwickeln, der Wahrheit ins Gesicht zu

sehen. Die Wahrheit ist: Wir sind im Sterben begriffen. Wenn sie diese Tatsache mit Schrecken erkennt und zu sich und zu Gott findet, dann kann sie anderen helfen, die sich genauso in der Agonie befinden.

### **Philadelphia: Die Endzeitgemeinde**

Über die Gemeinde In Philadelphia wird ausnahmslos Gutes gesagt: sie hat eine kleine Kraft, aber sie hat trotzdem alles gegeben, sie hat sich nicht auf ihre Schwachheit zurückgezogen, sondern sich eingesetzt und Gott bezeugt. Sie war geduldig und hat auf Gott vertraut, das machte sie resistent gegen Versuchungen. Gottes Liebe zählte mehr als alle Verlockungen dieser Welt. Gott hat ihr die Tür in die Zukunft geöffnet, er hat ihr den Weg in die Ewigkeit frei gemacht. Diese Gemeinde macht sich nichts vor: sie weiß, dass Gott bald kommen wird und dann alles offenbar wird. Für diesen Augenblick möchte sie gerüstet sein.

Die Gemeinde, die sich heute rüstet für die Endzeit, steht zur Wahrheit, sie meidet die Lüge, denn sie orientiert sich am Licht des kommenden Tages. Sie bleibt fest im Vertrauen auf Gott, sie schaut nicht auf sich, sondern auf Gott und konzentriert sich ganz auf ihn. Sie ist nicht bei sich, sondern bei Gott, das macht sie stark, das lässt sie vorbereitet sein, wenn die Stunde der Versuchung kommt. Sie erwartet alles von Gott, vor allem, dass er sie bewahrt, trägt, aufbaut und mit seiner Liebe hält, damit sie an seinem Ziel ankommt. Die Gemeinde der Endzeit, die so ausgerichtet ist auf den wiederkommenden Herrn ist ein Pfeiler im Tempel Gottes, sie gibt dem Reich Gottes Festigkeit. An ihr können sich andere Gemeinden ausrichten und viele Christen werden durch sie zu Bürgern der himmlischen Herrlichkeit.

### **Laodizea: Die fertige Gemeinde**

Es ist verhängnisvoll, wenn eine Gemeinde denkt, sie sei bereits am Ziel. Keine Gemeinde ist der Himmel auf Erde, jede Gemeinde ist unterwegs und bleibt es bis zu dem Moment, wenn sich die großen Türen zu Gottes Reich auftun. Die fertige Gemeinde ist weder warm noch kalt, sie ist nicht mehr auf dem Weg, sie ist nicht mehr herausgefordert, sie hat alles schon hinter sich. Sie zählt sich zu den Seigern, weil sie denkt, dass sie die Ziellinie schon erreicht hat, dabei ist sie jämmerlich, arm, blind und bloß. Die Werke, auf die sie stolz verweist, zählen in Gottes Augen nichts, denn sie hat sich gar nicht auf den Weg gemacht, mit Mühe, Anstrengungen, Schweiß und Tränen erworben, was sie nun vorweisen könnte. Sei wurde nicht in der Mühsal des Weges geläutert. Sei stellt sich als Sieger dar, aber der Sieg wurde nicht erkämpft, sondern beruht auf einem Trugschluss: die Ziellinie wurde mit der Startlinie verwechselt.

Das Gemeindeleben in der Gemeinde ist tot, wenn es nicht echt ist, wenn es nicht aus der Hingabe der einzelnen erwächst. Not, Schwierigkeiten und Anstrengungen gehören zur Gemeinde dazu, der Weg eines Christen ist kein Spaziergang, Christ zu sein darf seinen Preis

kosten. Aus der Hingabe erwächst das Feuer des Glaubens, die Liebe zu Gott schmilzt das Eis des Egoismus. Die Laue Gemeinde findet zur neuen Konsequenz, wenn sie die Augensalbe Gottes aufträgt und erkennt, dass der Richter der Welt vor der Tür steht.